Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lenore,

ein Roman

nach der

Bürger'schen Ballade,

von

Viktor.

Motto:

Farewell to life, but not adieu to thee.

Byron.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1830.

Digitized by Google

Lenore,

ein Roman nach der Bürger'schen Ballade.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Der Pastor und die Pastorin.

Nahe bei einer bedeutenden Mittelstadt lebte in einem freundlichen Dörfchen der fromme Prediger Erhard, ein allgemein geschätzter und geliebter Mann. Er war zwar keiner von den Hochgelahrten, die in der Studierstube ihre Tage versitzen und verschwitzen und sich mit theologischen Klopfechtereien einen Namen zu machen suchen; aber deshalb fehlte es ihm nicht an den nöthigen Kenntnissen, um die Mitglieder seiner Gemeine zu guten Christen zu erziehen. Denn er hatte einen gesunden und unverschrobenen Verstand und ein richti-

ges Gefühl, und das ist besser, denn all der gelehrte Wust und Bücherstaub, in den sich lichtscheue Stubenmenschen begraben. Er las gern ein gutes Buch, um mit der aufgeklärten Zeit fortzugehen; aber das hatte seine Stunden; waren die vorbei, dann war es seine größte Lust, seinen Garten, seine Baumschule, seine Bienen einmal zu besuchen, oder einen Spaziergang in das Freie zu machen.

So entfloß ihm sein Leben, wie ein klarer, sanfter Bach durch stille, blühende Auen rinnt, ungetrübt, heiter und voll ruhigen Friedens.

Nie sehnte er sich nach dem Geräusch der Welt, für das ihn ohnehin seine bereits hohen Jahre unempfänglich machten; doch wer ihn besuchte, dem zeigte er deßhalb kein mürrisches Gesicht, sondern den hieß er herzlich willkommen; dann war er heiter und aufgeräumt und schien — gewöhnlich war er etwas still — in der Gesellschaft seiner Gäste neu aufzuleben.

Der gute Erhard würde jedoch lange nicht so glücklich gewesen seyn, wenn er ganz für sich allein in der Welt gestanden hätte. Das war aber nicht der Fall. Der Himmel hatte ihm eine Gattin zugeführt ganz nach seinem

Digitized by Google

Herzen, mit der er bereits vierundzwanzig Jahre verbunden lebte. Zwar wurden die ersten Jahre der Ehe mitunter durch die Melancholie seiner Maria getrübt, die sich aus einer belebten Stadt heraus auf einmal in das einsame Dörfchen versetzt sah, und mehr noch nährten ihren Hang zur Traurigkeit die Todesfälle ihrer drei ersten Kinder, die alle nach einem oder zwei Jahren starben. Aber eben diese Prüfungen des Himmels trugen auch dazu bei, das Band zwischen den beiden Eheleuten fester zu knüpfen; denn so wie sie untereinander sich selbst, konnte sie niemand anders trösten.

Gemeinsam getragene Leiden ketten zwei Menschen erst recht innig an einander. Es ist wahr, in der ersten Zeit fand Maria in Erhard nicht den Mann, wie sie ihn sich in den Stunden mädchenhafter Schwärmerei erträumt hatte. Es umflogen sie viele Freier, die weit glänzendere und einnehmendere Eigenschaften besaßen; junge Stutzer, Militaire, Adliche flatterten um sie her wie bunte Schmetterlinge, und darunter gab es mehrere, die ernsthafte Absichten auf sie zeigten und denen sie wohl lieber ihre Hand gereicht haben würde, wenn nicht ihre Eltern mehr für den Pre-

Digitized by Google

diger Erhard, als für alle die Andern gestimmt gewesen wären. Sie folgte daher der Stimme der Kindlichkeit und des Gehorsams mehr als ihren Phantasien und zog den Mann, den sie achten mußte, denen vor, die sie hätte lieben können.

Freilich kam ihr Erhard nun bald etwas trocken vor, wenn sie Vergleichungen anstellte und sie pries sich öfters im Stillen unter tausend heimlichen Thränen recht unglücklich, eine Verbindung eingegangen zu seyn, zu der sie mehr ihr Verstand, als ihr Herz bewogen hatte. Aber bald überlegte sie auch wieder, eben diese Trockenheit ihres Mannes hing mit sehr guten Eigenschaften desselben zusammen; sie war die Grundlage seines stillen, anspruchslosen und ebenmäßigen Charakters, den weder Freuden noch Leiden außer Fassung setzten.

So war ihr auch anfangs Erhards zu große Regelmäßigkeit ein Stein des Anstoßes. Es war ein Mann nach der Uhr. Sie hatte als Mädchen immer gern bis in die Mitternacht Clavier gespielt, gelesen und geschwärmt. Aber bei Erhard wurde Schlag zehn Uhr zu Bett gegangen, früh im Sommer Punkt fünf und im Winter Punkt sechs aufgestanden, und

Mittag Schlag zwölf und Abends Schlag sechs Uhr gegessen. Das war ihr im Grund der Seele verhaßt. Doch mußte sie sich darein fügen und sie sah auch hier ein, daß ohne diese Pünktlichkeit Erhard nicht der in allen Stücken so genaue und ordentliche Mann gewesen wäre, als den ihn Jedermann rühmen mußte.

Hatte sie ihren Mann schätzen gelernt, so lernte sie ihn bei den Todesfällen der Kinder auch lieben. Denn hier zeigte Erhard der erschütterten Mutter in ihrer Trostlosigkeit ein Herz, in dem alle ihre schmerzlichen Gefühle wiederklangen und das dabei festhielt an Religiosität und Gottergebenheit. Die Stunden der Trauer und der Theilnahme flochten nun das engste Band der Zärtlichkeit um ihre Seelen. Auch schien es, als ob die Hand des Unerforschlichen nun aufgehört habe, ihnen Schicksale zu bereiten, die zu ertragen wohl oft die Kraft des Standhaftesten darniederbeugt. Denn ihr viertes Kind, ein Töchterchen, blühte fröhlich vor ihren Augen empor und erfüllte ihren Sinn mit den schönsten Hoffnungen.

Dazu kam eine günstige Veränderung in der äußern Lage Erhards. Er erhielt nämlich eine einträglichere Stelle und zwar nahe bei

Digitized by Google

einer Stadt in dem romantisch gelegenen Dorfe, wo er jetzt lebte. Besonders Maria fühlte sich nun glücklich, aus der großen Abgeschiedenheit, in welcher ihr mehrere Jahre so traurig vergangen waren, nun wieder in die Nähe gebildeter Menschen versetzt zu seyn. Es kehrte ihr der Sinn für das gesellige Leben und seine Annehmlichkeiten zurück, der fast ganz in ihr erstorben war. Der häufige Besuch aus der Stadt zerstreute und erheiterte sie und die Erziehung ihrer Lenore gewährte ihr die süßesten Freuden.

Das Kind zeigte einen offnen und hellen Verstand und eine grenzenlose Wißbegierde. Ueber alle Gegenstände, die ihr in der äußern Welt aufstießen, wollte sie unterrichtet seyn und sie faßte schnell die ihr gegebene Belehrung. Der Vater freute sich über den regen Geist des muntern Töchterchens und gab ihr deßhalb schon frühzeitig Stunden in der Religion, Geschichte, Geographie, deutschen Sprache und Musik. Lenore machte schnelle Fortschritte. Nur mit dem Rechnen mochte sie sich nicht gern befassen; denn die leeren Zahlen, die weder ihr Herz, noch ihre Phantasie beschäftigten, waren ihr in den Tod verhaßt.

Digitized by Google

Auch in den weiblichen Arbeiten zeigte sie viel Lust und Geschicklichkeit.

Aber wunderbar! das Mädchen war bei ihrer Wißbegierde und ihrem Fleiß ein Ausbund von Lust und Wildheit, wenn sie unter andere Kinder kam. Da hatte sie nichts als Neckereien und Tollheiten im Kopfe, ja sie zeigte sogar zuweilen Muth genug, an den Balgereien der Knaben Theil zu nehmen und hielt sich dabei gewöhnlich sehr tapfer. Die um ihr einziges Kind zärtlich besorgten Eltern verwiesen ihr oft diese Unart; aber ob es gleich einigemal dabei sogar schon zu blutigen Auftritten gekommen war, so übertrat die muthwillige Lenore doch immer wieder das ihr gegebene Gebot. Es schien ihr einmal Bedürfniß zu seyn, nach den Stunden des fleißigen Sitzens sich wieder auszutummeln.

Allgemach verschwand jedoch die zu große Ausgelassenheit des Mädchens und milderte sich mit der Reihe der Jahre zu einem schönen frohsinnigen Temperamente. Nur die Lust, Andere zu necken und harmlos zu scherzen, blieb ihr zurück.

Die Eltern freuten sich darüber. Sie sahen mit stillem Entzücken von Jahr zu Jahr ihre Tochter zunehmen an Schönheit, Ge-

Digitized by Google

schicklichkeit und Bildung und priesen sich deßhalb um so glücklicher, da sich zu diesen Eigenschaften ihres Kindes etwas gesellte, das ihnen erst wahren Werth verlieh, ein gutes, frommes, gefühlvolles Herz.

Zweites Capitel.

Lenore und ihre Freier.

Lenore stand jetzt in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Sie galt für das reizendste Mädchen im ganzen Umkreise. Ihr schlanker Tannenwuchs, mit dem sich die rundeste Fülle ihrer Formen vereinigte, ihre freie offne Stirn, ihr rabenschwarzes Lockenhaar, das üppig wogend auf Busen und Nacken herniederquoll, der Lilienteint ihrer Wangen, den ein leises Inkarnat zauberisch röthete, ihre Adlernase, ihre Purpurlippen, ihr kleiner feingespaltener und geschwellter Mund, ihr geistvolles Auge und der Ausdruck eines leidenschaftlichen, glühenden, aufgeregten inneren Lebens, der sich in ihrem Gesicht und allen

Digitized by Google

ihren Bewegungen malte — das Alles waren Reize, die sich bei keinem andern Mädchen in der Nachbarschaft so harmonisch vereinigten und mit so hinreissender Unwiderstehlichkeit auf den Betrachter wirkten. Und nun dazu ihr Benehmen! Ihr Wesen! Diese Unschuld! Diese Unbefangenheit! Dieser Frohsinn! Dieses Leben! Dieses Feuer!

Alle Herzen mußten brennen. Wie eine Heldin stand sie da und siegte — siegte ohne buhlerische Künste und Schminken und Putz, durch ihre natürliche Schönheit des Körpers und die Liebenswürdigkeit ihrer Seele.

So konnte es nicht fehlen, daß sich bald ein Heer von Freiern zu ihr drängte. Die stille wanderschöne Blume des Landes blieb nicht unbemerkt. Wo sie erschien, da weilten die Augen auf ihr mit Wohlgefallen, und wer noch ein junges brausendes Herz in Busen trug, der fühlte es in ihrer Nähe heftiger pochen vor Entzücken und innerem Aufruhr.

Aber von allen den jungen Herrn, die sie mit Schmeicheleien und Sonnetten umlagerten, wie die Stutzer von Berlin und Paris eine Sonntag, von allen diesen ent- und verzückten Galanthommes gelang es keinem Einzigen, auf die schöne Lenore einen besondern

Digitized by Google

Eindruck zu machen. Sie betrug sich freundlich und liebenswürdig gegen alle, aber wenn sie ihre Schäferlieder anstimmten, oder sie mit Liebesklagen verfolgten, dann that die Hartherzige, die Grausame, als verstände sie die guten Leutchen nicht — sie lächelte nur über ihre empfindsamen Phantasieen und machte den Herrchen gleichgültige Scherze und Späßchen vor, wenn ihnen die Thränen in den Augen standen und so bang war, daß ihnen hätte das Herz brechen mögen. Und vielleicht verstand die noch nicht achtzehnjährige Lenore auch die Jünglinge wirklich nicht; denn bei einem eingezogenen und thätigen Leben erwachen die Gefühle der Liebe oft erst spät, aber dann auch mit desto größerer Heftigkeit. Lenore hatte bisher bei ihrem sonst höchst liebenswürdigen Wesen doch noch immer etwas Kindisches gehabt, das man aber nicht tadeln darf. Denn es war dieß so eine gewisse Art von süßer Selbstbewußtlosigkeit, in der sie noch schwebte, und in welcher wie ein Demant in Goldeinfassung sich die heilige, holde Unschuld ihrer Seele mit sonnenreiner Klarheit spiegelte. Wer ihr in das schüchterne und doch so offne, blitzende Feuerauge schaute, der sah ihr bis in's Herz; der sah, in diese

Digitized by Google

Seele war noch kein unreiner Gedanke hin-abgedrungen.

Ihre anscheinende Unempfindlichkeit machte den armen verliebten Seladons viel zu schaffen; aber wie der Strom heftiger brauſt, wo er auf ein Hinderniß trifft, so verdoppelte auch das Heer der Zudringlichen seine Anstrengungen. Leider blieb nur dies Alles vergebens. Lenore begünstigte keinen von all der großen Menge, die nach ihr hinstrebte, und sie nannten sie daher nur die „gleichgültige“ oder auch „grausame Schöne“ und wünschten ihr im Stillen, daß sie zur Strafe für ihre Härte nur einmal die ganze Macht und Qual der Liebe recht erfahren möchte. Abschrecken ließen sich jedoch die Zugvögel keinesweges. Wer sich nur einen Bewerb auf die Pfarre machen konnte, der machte sich ihn. Besonders des Sonntags hatte der alte Erhard in seiner Kirche manchen Zuhörer aus der nahen Stadt, der mehr Zuschauer seiner Tochter war. Oft fügte es sich dann auch, daß junge Leute zu ihm kamen, unter dem Vorwande, sich eine nähere Erklärung über eine nicht gehörig verstandene Stelle seiner Predigt, oder einen Aufschluß über Panologie und Bienenzucht auszubitten, in welchen Zwei-

gen der Landwirthschaft seine Stimme für ein Orakel galt. Das schmeichelte dem alten Erhard, und er ergoß sich dann mit einer unschuldigen Selbstgefälligkeit und Redseligkeit über den Gegenstand, über den man ihn befragte. Leicht fand sich dann oft die Gelegenheit, die schöne Lenore mit in's Gespräch zu ziehen und auch wohl ein Augenblickchen, mit ihr allein zu seyn, das sich aber freilich bei Lenorens großer Zurückhaltung selten sonderlich benutzen ließ.

Zu verwundern war es, daß Lenore bei der Lektüre vieler französischer und deutschen Poesien und Romane immer noch keine Ahnung von Liebe verrieth. Die Lust an dichterischen Werken hatte alle ihre übrigen Gefühle zu der höchsten Wärme, Lebhaftigkeit und Zartheit ausgebildet; nur die Empfindung der Empfindungen, die Seele aller übrigen, schien noch in ihr zu schlummern. Von Allem hätte sich ihr Herz jetzt der Natur zugewandt.

Der wiederkehrende Frühling bekleidete die Wälder grün, die Wiesen und Auen bunt und den Himmel mit dem grenzenlosen und seligen Anblick des reinen und lächelnden Blaues. Bei den Keimen der Knospen und Blätter,

Digitized by Google

der Saaten und Blumen, war es auch Lenoren, als ob in der Tiefe ihres Busens ein bisher unbekanntes Sehnen erkeimen wolle; und wenn sie in der innig wohlthuenden Wärme der jungen Sonnenstrahlen einsam auf Hügeln und Auen weilte und nach Blumen suchte, da fühlte auch sie eine wunderbare Wärme in der Brust, eine süße Beklommenheit, ein Beben, eine unerklärliche Mischung von Wehmuth und Entzücken, wofür sie keinen Namen hatte. Sie sann nach; aber sie verstand sich selbst nicht; es war ihr, als stehe sie im Begriffe, eine Verwandlung ihres ganzen früheren Wesens zu erfahren und doch blieb ihr der Zustand ihrer Seele ein Räthsel. Sie mußte oft weinen und fühlte sich doch so innig selig dabei; es wanden sich halbgebrochene Worte und Seufzer aus ihrer Brust; sie empfand eine Sehnsucht, die ganze Welt und Natur an ihren Busen zu drücken; die neu ergrünenden Gebüsche mit ihren zarten weichen Blättern schmiegten sich so sanft und innig an sie an, wie geheimnißvoll belebte liebende Wesen; der Anblick der lächelnden Wälder und Gefilde rührte sie so eigen; der sanfte Strom des Thals fesselte sie so zauberisch; sie stand oft stundenlang an seinen umgrünten

Digitized by Google

Ufern und dachte, wie er dahin stösse in weite unbekannte Länder; und wenn sie dann die ewigschwimmenden Wolken bald dunkelfarbig, bald schimmernd und leuchtend in seinen Spiegel wiederstrahlen und rastlos forteilen sah, dann war ihr Herz so voll, so unaussprechlich sanft und weich und traurig und froh — sie fühlte, daß ihr etwas fehlte und wußte doch nicht, was — sie stand dann versunken in dem Anblick der romantischen Gegend und in ihre eigne, mit einemmale romantisch gewordene Seele, wenn man diesen Ausdruck wagen darf.

Wie in der Seele des Dichters, wenn sie recht glühend und übervoll und begeistert ist; wie es da in ihm geheimnißvoll arbeitet und sucht und ringt nach dem unbekannten Stoffe, an dem er das ganze Meer seiner Gedanken und Empfindungen ausschütten könnte; wie er da strebt und versucht, und anfängt, und wegwirft, und immer wieder beginnt und aufhört mit dem schmerzlichen Gefühl, daß er das Rechte noch nicht gefunden; wie er sich beruhigen will und zufrieden gehen, und es ihm doch gleichwohl auf der Seele lastet und ihn drängt und treibt und beklemmt, so daß er nicht Ruhe findet, bis sein schöpferischer

Digitized by Google

Drang befriedigt und der innere Schatz gehoben ist; — so war es Lenoren; so rang es und suchte es in ihr nach dem, was ihr fehlte, so wollte sie ihre Sehnsucht gewaltsam ersticken und konnte doch nicht; so fing sie an, die Jünglinge um sie her zu prüfen und zu betrachten und fand doch, daß Keiner der Rechte war, so mußte sie weiter suchen, bis es ihr mit dem Finden glücken würde. Und dieß that sie. Doch that sie es ohne eigentliche Absicht und Bewußtheit; denn es war immer noch der unbekannte, wunderbare Trieb, der sie beseelte; sie spähte nicht sowohl umher nach Liebe, sondern sie nahm mehr unwillkührliche Eindrücke an; sie liebte in's Unbestimmte hinaus und wußte dabei nicht einmal, daß ihre Empfindung Liebe war.

Von allen ihren Verehrern war einer der eifrigsten der junge Conrector Günther in der nahen Stadt. Er stand in dem Rufe eines grundgescheidten und gelehrten Menschen, dem lateinische und griechische Bücher so gut waren, wie deutsche und der die Sprachen von Hellas und Rom so gut redete, wie seine Muttersprache. Dabei war er moralisch gut, frei von dem gewöhnlichen philologischen Pe-

bäuliömus, und auch, zwar etwas blaß, doch nicht von unangenehmem Aeußeren.

Dieser kannte den Prediger Erhard schon seit mehrern Jahren, pflegte ihn wöchentlich immer ein- oder zweimal zu besuchen und hatte sich in dieser Zeit ganz in die Gunst des alten Mannes gesetzt. Früher betrachtete Günther die noch unausgebildete Pastorstochter mit so gleichgültigen Augen, wie jedes andre Mädchen. Aber nach und nach fing er doch an, ein höhres Wohlgefallen an ihr zu finden, und gerade jetzt war seine Neigung auf dem äußersten Punkte. Das Mädchen war nun völlig entfaltet wie eine aufgeblühte frische Maienrose, und je öfter er sie sah, desto lebhafter wurde sein Verlangen nach der schönen Blume, die in dem Dörfchen des Thales blühte.

Er sprach sich deßhalb gegen Lenorens Eltern aus und diese zeigten sich auch sogleich bereit, ihm die Hand ihrer Tochter zu gewähren, wenn anders diese nichts dagegen hätte. Denn zwingen wollten sie ihr Kind nicht.

Sie redeten mit Lenoren und stellten ihr die Sache vor, indem sie hofften, daß sie das Vortheilhafte einer solchen Verbindung einsehen und ihrem Plane freiwillig entgegenkom-

Digitized by Google

men würde. Doch dieß geschah nicht. Lenore hatte zwar nichts an dem jungen Conrektor auszusetzen, im Gegentheil bekannte sie, daß sie nach Allem, was sie von ihm gehört und was sie selbst bei näherer Bekanntschaft von ihm bemerkt, ihn nur loben und im Stillen hochachten müsse. Aber gleichwohl könne sie ihn nicht lieben. Er habe ein eignes Etwas und sie wisse selbst nicht recht zu sagen, worin das bestehe, das ihr nicht gefalle. Es schwebe ihr ein ganz anderes Ideal von einem Manne vor, und ihr ahne, das werde sie noch finden. Uebrigens sey sie ja noch jung und brauche sich nicht zu übereilen.

Den guten Eltern wäre es zwar lieb gewesen, wenn die Tochter dem Antrag eines so braven und geschickten Mannes, wie Günther, Gehör gegeben hätte; aber sie mußten auch wieder ihrer Tochter darin beistimmen, daß sie noch nichts versäumt habe und konnten es ihr nicht verübeln, wenn sie keine Lust hatte, sich der schönsten Jahre ihrer Jugend durch eine so frühzeitige Ehe zu berauben.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Wilhelm von Treunfels.

Gerade der Pfarre des Dörfchens Liebethal gegenüber erhob sich auf dem Berge das prangende Schloß des Majors von Treunfels, mit ansehnlichen Gebäuden und einer strahlenden Fronte, deren Fenster im Scheine der Sonne wie helle Spiegel blitzten und flimmerten. Der Berg war mit Obstbäumen bepflanzt und weiterhin breiteten sich dann im Thale die üppigen Felder und Besitzungen des reichen Schloßherrn aus. Auch oben war das Schloß mit schönen Gärten und Auen umgeben, und aus den Fenstern herab genoß man einer wahrhaft entzückenden Aussicht auf Wald und Thal und Strom und idyllische Dörferchen und die nahe gethürmte Stadt.

Es war am zweiten Mai des Jahres 1756, wo der alte Major dort ganz allein in düstre Betrachtungen vertieft Abends halb neun Uhr in seinem Lehnstuhle saß. Er hatte sich eine Pfeife Varinas-Canaster angebrannt; aber sie wollte ihm nicht schmecken. Er fühlte sich ver-

Digitized by Google

stimmter und unmuthiger als jemals, ohne doch einen Grund davon zu finden. Alle trübe Tage seines frühern Lebens zogen wie schreckhafte Gespenster vor seiner Seele vorüber. Er gedachte der mörderischen Schlachten, die er unter Eugen und dem alten Dessauer mitgemacht, doch nicht mit jener Freude, mit welcher man aus heiterer Ruhe in Nacht und Sturm des Lebens zurückblickt, sondern mit einer seltsamen Bangigkeit und ahnungsvollen Beklemmung, die er sich nicht zu erklären vermochte.

Ein Bedienter wollte ihm Licht anzünden; doch er verbat sich's und gefiel sich in der zu seinem Geiste stimmenden immer mehr überhand nehmenden Dämmerung. Es war heute kein schöner Maiabend; der ganze Himmel hing voll dunkler, schwerer Wolken, die mit wildem Ungestüm vom Sturme gepeitscht vorüberjagten; kalt und schneidend zog die Luft; heftige Regenschauer und Schloßenwetter schlugen von Zeit zu Zeit an die Fenster.

Der alte Treunfels gedachte an die Schlacht bei Turin, wo sein innigster Freund an seiner Seite von einer Kanonenkugel darniedergestreckt wurde, und dann trat ihm wieder das Bild seiner sterbenden Gemahlin vor die

Digitized by Google

Augen und zu diesen Phantomen gesellten sich noch andere Gestalten aus dem Dunkel seines Lebens, die sein sonst festes und muthiges Herz mit einem unbezwinglichen Grausen erfüllten.

Er sank in eine Art von Halbschlaf, während dessen aber sich sein phantasirender Geist in einem wachend-träumenden Zustande befand. Seine Augen sahen das blasse Licht des Mondviertels am Himmel die Wolken durchschneiden, sein Ohr hörte das Klirren der Fenster — und doch waren alle seine Glieder wie von einem ohnmächtigen Zauber gefesselt.

Auf einmal stand das Bild seines abwesenden Sohnes ganz klar und gegenwärtig vor ihm, so deutlich, daß er fragte: „Wo kommst Du her, Wilhelm?“

Aber Wilhelm redete nicht; er hob sein Auge schmerzlich gen Himmel, es rannen Thränen von seinen Wangen und ein Strom von Blut drang aus seinem Herzen; er warf noch einen halb bittern, halb liebevoll verzeihenden Blick auf den Vater, sank dann nieder und lispelte sterbend: „Dein Werk, o Vater!“

Treunfels fuhr erschrocken empor; doch sah er nichts im Zimmer. Er nahm es für leb-

Digitized by Google

hafte Täuschung der Phantasie und sank bald in seinen traumähnlichen Zustand zurück.

Jetzt auf einmal klopft es. Ein solcher Ton schlägt bei so unheimlich-phantastischer Stimmung der Seele schreckend an das Ohr. Der Major erwachte wieder mit dem Gefühl eines sonderbaren Schauers, das sogleich in den höchsten Grad des Entsetzens übersprang. Denn wer tritt zur Thür herein? Sein Sohn Wilhelm. Still und schweigend wie ein Gespenst.

„Spuck der Hölle!“ schrie der Vater, sprang auf und wollte auf den Sohn zugehen, bebte aber schaudernd vor ihm zurück.

„Aber, lieber Vater,“ begann Wilhelm, wie sind' ich Sie denn? Statt mir die Arme auszubreiten und mich an Ihre Brust zu ziehen und mir herzlich Gruß und Kuß zu bieten, solch eine schreckliche Bewillkommnung? Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank? Oder sollte mein unverhoffter Eintritt in in Ihr Zimmer —“

„Ist es Dein Geist, oder bist Du's selbst?„ fragte mit fürchterlich stierendem Blicke der Major jetzt, regungslos vor ihm stehend.

„Woher diese Frage, theurer Vater? Sie sehen ja, ich bin es, bin kein Geist, sondern Ihr Sohn, der so eben von Göttingen kommt

und nach Beendigung seiner Studien hier bei Ihnen in der Stille des Landlebens rechte glückliche Tage zu genießen gedenkt.“

„Ja ich sehe, Du bist es, mein Wilhelm,“ erwiederte jetzt der Major beruhigt, „und ich freue mich herzlich über Deine Ankunft.“

Jetzt schloß ihn der Vater in seine Umarmung und erklärte ihm, wie sein vorgegangenes geisterschendes Phantasiren und die Düsterheit im Zimmer daran Schuld gewesen wären, daß ihn seine Ankunft so erschreckt hätte.

„Aber warum schlichst Du auch so leise herein?“ frug der Alte.

„Ich wollte Sie recht angenehm überraschen,“ erwiederte Wilhelm; „und da ich Sie bei meinem Eintreten schlummernd zu finden glaubte, näherte ich mich still, um Sie nicht durch ein starkes Geräusch aufzuschrecken.“

„Nun, es ist schon gut,“ versetzte der Alte; der Mensch ist sonderbaren Schwachheiten unterworfen; aber nur zuweilen auf Momente überrascht mich der Glaube an Ahnungen und Vorbedeutungen. In gesundem Geisteszustande halt' ich dergleichen Zeugs für Ammenmährchen und Hirngespinste. Wenn das nicht wäre, so könnt' ich diesmal beinahe — höre, Wilhelm, ich hatte so eben eine — eine —“

Hier stockte des Majors Zunge und in seinem Blick sprach wieder der Abdruck eines innern Entsetzens.

„Was hatten Sie, Vater?“ fragte Wilhelm bestürzt. „O reden Sie! Ich bitte!“

„Ich hatte eine fürchterliche Erscheinung. Ich sah — ich sah —“

„Wen sahen Sie?“

„Ich sah — sah — Dich!“

Das „Dich“ sprach der Major mit einem schreckhaften Nachdruck aus. Wilhelm bat um nähere Erklärung; doch der Vater erzählte ihm nur, wie es ihm lebhaft vorgekommen wäre, als ob Wilhelm vor ihm gestanden hätte. Von der blutenden Wunde, mit der er ihm erschienen war und von den Worten, die er sterbend an ihn richtete, sagte er nichts.

Wilhelm belächelte die Sache nur und fand es sehr natürlich, daß sein Vater an dem stürmischen, düstern, rauhen Abende in der Einsamkeit bei dem Gedanken an ihn eine so lebhafte Erscheinung gehabt hatte.

„Ja,“ sagte der Vater, „hätte ich gerade an Dich gedacht, so würde mir der Streich meiner Phantasie weniger befremdend gewe-

Digitized by Google

sey seyn; aber das war mir eben das Frappante und Unerklärliche, daß sich nicht etwa eine geistige Vorstellung verkörperte, sondern daß ich Dich auf einmal sah, ohne an Dich gedacht zu haben, und das könnte mich in der Meinung bestärken, daß die Erscheinung nicht innerlich und psychisch, sondern wirklich äußerlich und physisch gewesen wäre. Und dazu kommt, daß Du einige Augenblicke nachher gerade leibhaftig erscheinen mußt, wie ich Dich jetzt vor mir sehe. Gewiß spielt hier wenigstens ein eigner Zufall, dem man weiter nachdenken könnte."

„Wie meinen Sie das, lieber Vater?" fragte Wilhelm.

„Je nun," versetzte der Alte, indem seine Mienen den Charakter eines geheimnißvollen Schauers annahmen, „ich dachte so eben an die von uns gehende Sage, daß das Geschlecht der Treunfels Macht habe, nach dem Tode wieder auf Erden zu wandeln. Seit mehrern hundert Jahren hat sich schon dieser Glaube fortgepflanzt; und jeder Sohn, der das Schloß erbte, will zuweilen seinen Vater, oder auch die Väter, die hier wohnten, wollen die Kinder, wenn sie ihnen starben, wiedergesehen haben. Ja mir selbst ist mein

Vater mehrmals in bedrängten oder aufgeregten Augenblicken des Lebens erschienen. Genug, man sagt, ein Treufels stirbt, wenn er stirbt, nur halb, es steht in seiner Gewalt, seinen Körper wieder anzunehmen und auf die Welt zurückzukehren."

„Wohl habe ich auch davon gehört," versetzte Wilhelm; aber ich achtete das stets bloß für ein Mährchen aus Spinnstuben."

„Auch ich glaube nicht daran," sagte der Alte; „und jedesmal, wo ich meinen Vater sah, hielt ich es für ein Spiel der aufgeregten Einbildungskraft. Und lassen wir das jetzt! Du bist hier, bist mein wirklicher guter Wilhelm, und ich preise mich glücklich, für die Zukunft die Tage meines Alters durch die Gegenwart meines einzigen, herzlich geliebten Sohnes belebt zu sehen."

Der Alte klingelte jetzt den Bedienten, ließ Licht anzünden und für den von der Reise erschöpften Wilhelm, der heute zehn Meilen weit geritten war, ein kräftiges Mahl bereiten. Sie tranken miteinander einige Bouteillen von dem besten Rheinwein seines Kellers und beiden ging das Herz auf in traulichem, gemüthlichem Gespräch. Der Sohn erzählte so manche frohe Scenen aus seinem

Studentenleben in Heidelberg und Göttingen und der Vater sprach von den Feldzügen, die er unter Eugen mitgemacht hatte. So schwatzten sie bis nach Mitternacht und waren aufgeräumt und vergnügt, ohne der unheimlichen Scene ihrer Bewillkommnung wieder zu gedenken oder sonst ein Wort von Geistern und Gespenstern zu reden.

Wilhelm hatte Cameralia studirt und auch in der Rechtsgelehrsamkeit gute Kenntnisse erworben; es war aber nicht sein Plan, eine juristische Carriere zu machen; denn seine Hauptneigung ging von je auf die sogenannten schönen Wissenschaften. Da er reich war, so konnte er diesem Zuge seines Herzens folgen, und, indem er nur eine Oberaufsicht über das väterliche Gut führte, in ungestörter Muse den Studien der Poesie sein Leben weihen.

Wohl brannte ihm öfters das Herz, wenn er seinen Vater von Schlachten erzählen hörte und in den alten Schriftstellern von Cäsar und Alexander las, und ihm war, als rinne auch in seinem Blute mancher Tropfen, der gern großen Thaten fließen möchte; aber der stille friedliche Hang zur Poesie und selbst seines Vaters eigner Wunsch, der den einzigen Sohn nicht gern Gefahren preisgeben woll-

Digitized by Google

te — sie siegten und bestärkten ihn in dem Plane, die Ruhe dem Getümmel und die Glückseligkeit der Größe vorzuziehen. Auf seinem Schlosse residirend, brauchte er sich ja nicht mit Sorgen und Gefahren der Welt herumzuschlagen; da hatte er Güter die Fülle und konnte leben in Freuden.

Sie besprachen auch eine baldige Verheirathung, zu der Wilhelm sehr geneigt schien. Eine junge reizende Gemahlin hier in der ländlichen Einsamkeit um sich zu haben, das war ihm ein süßer Gedanke und auch der alte Treunfels freute sich darauf, ein holdes weibliches Wesen im Schlosse zu sehen. Wen der Vater hier im Sinne hatte und dem Sohne vorschlug, davon wird im nächsten Capitel weiter die Rede seyn.

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Auguste von Hohenburg.

Schon am folgenden Tage machte der alte Treunfels mit Wilhelm einen kleinen Ausflug auf das nahe Schloß Hohenburg. Der Besitzer desselben, der Kammerjunker von Hohenburg, war des Majors Jugendfreund, und sie hatten längst den Plan genährt, sich noch durch ein anderes Band näher an einander zu ketten. Hohenburgs einzige Tochter Auguste besaß äußern Reiz genug, um eines so schönen jungen Mannes, wie Wilhelm von Treunfels, würdig zu seyn. Auch machte ihn eine solche Heirath zum Herrn von zwei ansehnlichen Gütern; kurz, es kam jetzt nur noch darauf an, daß Wilhelm auch einen Blick that in des Fräuleins Geist und Herz. Er kannte sie zwar schon von Kind an; doch jetzt hatten sie einander seit mehrern Jahren nicht gesehen.

Der Kammerjunker nahm seine beiden Gäste sehr liebreich auf. Sie sprachen erst über Wilhelms Abgang von der Universität, dann

über Neuigkeiten des Tages und endlich über landwirthschaftliche Gegenstände. Die beiden Alten geriethen tiefer und tiefer in ihren Text hinein und ihre ökonomische Unterhaltung, an der Wilhelm weniger Geschmack fand, lockte sie bald hinaus in das Freie. Sie gingen erst in den Garten, wohin ihnen Wilhelm und Auguste folgten, und dann aufs Feld.

Wilhelm war jetzt mit Augusten zurückgeblieben und sah sich mit ihr in dem Garten allein. Er würde ein Glücklicher gewesen seyn, wenn ihm das Fräulein gefallen hätte. Aber selbst bei dem Bestreben, etwas Anziehendes und Liebenswürdiges an Augusten zu finden, war es ihm nicht möglich, nur im geringsten für sie warm zu werden. Auguste war wohlgewachsen und von wohlgebildeten Gesichtszügen; aber aus ihren nichtssagenden Augen strahlte kein Geist und auf ihren Lippen schwebte kein Herz. Ein selbstgefälliger, eitler Stolz, der sich in ihren Mienen verrieth, kontrastirte um so mehr mit der innern Leerheit, und ein affektirtes Wesen, womit sie den Mangel des Gefühls übertünchte, machte sie Wilhelm fast widerlich.

Es ist nichts erbärmlicher, als wenn in eines Mädchens Busen, wo Feuer und na-

Digitized by Google

herliche Empfindung lodern sollen, eine todte Kälte herrscht, die über nichts in Extase gerathen kann. Aber noch weniger wird es gefallen, wenn eine kalte, geistbeschränkte Kokette Gefühle heuchelt, von denen ihr Herz nichts erfährt, wenn sie den Ausruf des Entzückens zu einem hohlen Schalle und die Thräne der Wehmuth zu einer bloßen Schauperle entweiht. Empfindsam seyn kann und soll das Mädchen; aber sich empfindsam stellen, das macht sie ekelich, da alles erzwungene Wesen sich doch verräth und je schöner ein Mädchen ist, desto mehr an ihr mißfällt.

Auguste affektirte gegen Wilhelm Sinn für die Reize der Natur; sie pries den Mai mit seinen Blumen und jungem Grün und schien verzückt, als eine Nachtigall im nahen Haine ihr seelenvolles Lied anstimmte. Und doch enthüllte sie bald, als das Gespräch auf Berlin kam, wo sie längere Zeit gelebt, ihr nur an Eitelkeit, Mode, Putz und fader Zerstreuung hangendes Herz zu deutlich. Sie klagte, wie unerträglich lang ihr seit der Entfernung aus der Residenz die Zeit auf dem Lande werde und wie ein gebildeter Mensch nur mit herzlichem Abscheu hier ein vegitirendes Pflanzen- oder Thierleben führen könne.

Digitized by Google

„O sehen Sie doch das reizende Abendroth!“ rief sie wieder zwischen diese prosaischen Klagen aus und zwar in einem Tone, der bemerken ließ, daß sie gar nichts dabei fühlte. Auch affektirte sie Belesenheit in französischen Dichtern und brach mehrmals in schöne Stellen aus, die aber blos eingelernt waren, um damit bei vorkommenden Gelegenheiten zu brilliren und die sie nicht einmal richtig, sondern mit dem Ausdruck einer falschen Ziererei vortrug.

Sie schien die anfängliche Absicht von Wilhelms heutigem Besuch zu ahnen und mochte wohl recht schmerzlich darauf hoffen, daß er sich ihr mehr nähern sollte. Doch Wilhelm war das Herz ganz eingefroren und er fand es wahrhaft peinlich, mit dem fühllosen Marmorbilde allein zu seyn. Sie zog ihn in eine Jasminlaube und lud ihn ein, sich neben sie zu setzen. Der Ort war so still und heimlich und traulich und so passend zu einer zärtlichen Unterhaltung; aber die Personen paßten nicht. Wilhelm hatte in der Gesellschaft seiner Schönen Langeweile, und sie wohl auch, da der Jüngling so gleichgültig und trocken blieb. Sie rückte ihm näher und näher, sie verschob die leichte Umhüllung, die ihren üppig aufwogen-

den Busen deckte, sie drückte seine Hand und nahm zu allerlei Kunstgriffen ihre Zuflucht, um Wilhelms Blut ein wenig in Feuer zu bringen. Doch seine Erwiederungen der Zärtlichkeit waren so gut als gar keine. Er umschlang sie nicht, er küßte sie nicht. Und so umschlang und küßte ihn denn Auguste und schmiegte sich an ihn mit wollüstiger Aufwallung aller Sinne. Doch Wilhelm blieb wie ein Klotz. Denn Augustens Zudringlichkeit vergrößerte nur seine Abneigung gegen sie. Er würde nie im Stande gewesen seyn, ein Mädchen zu lieben, das so verziert und verbildet war und dabei so wenig Zurückhaltung zeigte.

Wilhelm war von Herzen froh, als er durch die zurückkommenden Väter von seiner Einsamkeit mit der ihm nun wirklich verhaßten Auguste erlöset wurde und fühlte sich noch leichter, als er mit dem Vater aus dem Thore des Hohenbunger Schloßhofs wieder hinausfuhr.

Fünftes Capitel.

Wilhelm und Lenore.

Hell flimmerten die Fenster in dem Hotel zur Stadt Rom, Paukenton und Trompetengeschmetter schallte herab und von allen Straßen der Stadt her rauschten Wagen nach dem großen Gasthause, dessen Besitzer zu dem Namenstage des Königs einen glänzenden Ball veranstaltet hatte. In dem geschmackvoll decorirten Saale wogte ein buntes Gewühl von Herrn und Damen, bestehend aus der Blüthe des Adels, den vornehmsten Staatsbeamten und der reichen Kaufmannschaft.

Auch Wilhelm von Treuenfels hatte sich zu dem Vergnügen eingefunden, denn er war gern in rauschender Gesellschaft und hegte eine leidenschaftliche Neigung zum Tanze. Doch ging's ihm heute seltsam. Er brachte eine düstere, melancholische Stimmung mit zu der Festlichkeit, die weder durch den Anblick der im höchsten Staate prangenden Schönen, noch durch die frohjauchzenden Töne der Musik verschwinden wollte.

Digitized by Google

Wilhelm besaß ein sanguinisches, heiteres Temperament, doch kehrten auch öfters recht melancholische Stunden bei ihm ein und diese kamen gar oft auf eine unerklärliche Art plötzlich, wenn Alles um ihn her im Taumel der Freude wogte. Dann stand er in ein Fenster gelehnt und starrte in die frohbewegte Menge hinein wie etwa ein Gefangner aus dem Gitter des Kerkers hinausblickt in die schöne sonnige Welt. Ja dann suchte er absichtlich Alles auf, um sich recht wehe zu thun; dann war es ihm, als gehörte er nicht zu den Uebrigen, als sey er abgesperrt von der allgemeinen Lust, dann quälte er sich mit tausend hypochondrischen oder wehmüthigen Gedanken. So stand er auch heute in einem Winkel allein und ließ die Schwermuth an seinem Herzen zehren. Das Vorüberrauschen, das Wiederkommen und Gehen, die wunderbaren Verschlingungen und Wendungen, die Begrüßungen und Trennungen der Paare, dieser ewige Wechsel des Tanzes war ihm ein rührendes Bild des ganzen menschlichen Lebens, wo man sich auch grüßt und nach einigen Händedrücken trennt, wo auch bald diese bald jene Gestalten uns umschweben, wo auch Alles kommt und geht und ewig wechselt und am Ende auch

Digitized by Google

entflieht und vorüberrauscht und dahin, und aus ist wie ein Tanz. Es ist eigen, auch die froheste Musik macht uns gewöhnlich noch trauriger, wenn wir es schon sind. Bei Wilhelm erhöhten nur noch die jubelnden Klänge die mit ihnen kontrastirende tiefwehmüthige Empfindung seiner Seele, die jetzt ganz von dem Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen erfüllet war. Er hätte in einen Strom von Thränen ausbrechen mögen, so voll war ihm die Brust von dem wunderbaren Gemisch tausend heiliger, rührender, schwärmerischer, schmerzlicher namenloser Empfindungen.

Er stand ganz in sich verloren und in seinem Auge perlte eine Thräne, die er nicht zurückzudrängen vermochte, als ihm auf einmal Jemand auf die Schulter klopfte.

„Du da, Freundchen?“

Er sah sich um und Carl von Linden flog in seine Arme. Es war sein innigster Jugendfreund, den er seit dem Abgange von Heidelberg nach Göttingen nicht wiedergesehen hatte. Beide empfanden eine unaussprechliche Freude und schwatzten nun miteinander nach Herzenslust. Wilhelm war schon auf dem Punkte gewesen wieder fortzugehen, aber jetzt änderte sich auf einmal seine ganze Stimmung. Denn

Carl von Linden wußte ihm durch allerlei lustige Reden bald die Grillen zu vertreiben.

„Ei bist Du denn immer noch so wie sonst," hob er an, „daß Du Dich mit Hypochondrie quälen kannst, wo Alles guter Dinge ist? Nein Freund, das mußt Du Dir schlechterdings abgewöhnen! Ich kann es gar nicht sehen, daß Du hier so im Winkel lehnst und den stummen Zuschauer spielst! Komm mit unter die schönen Mädchen hinein! Ich habe schon mehrere allerliebste Bekanntschaften gemacht; drum komm, folge mir; zu Zweien hat man mehr Muth unter dem Frauenzimmer, als wenn man allein —"

„Ach laß mich," sagte Wilhelm; „ich bin zwar nun um vieles vergnügter, da ich Dich wider Erwarten hier gefunden; aber für den Tanz und die Mädchen bin ich nun heute einmal verdorben!"

„Grille! Einbildung!" entgegnete Carl und wollte Wilhelm gewaltsam mit fortziehen.

„Nein, ich mag heute nicht! Ich habe mir's nun einmal vorgenommen —"

„Ach was vorgenommen? Das ist ja ein elender Vorsatz! Und wenn ich Dir nun sage — höre, Wilhelm, wenn ich Dir sage, daß heute eine Schönheit mit zugegen ist, dergle-

Digitized by Google

chen auf hundert Meilen im Umkreise nicht existirt, eine Schönheit, Freundchen, die alle Blicke, alle Herzen mit dem süßesten, unwiderstehlichsten Zauber fesselt, eine Krone der Mädchen, die — doch, ich will nichts weiter sagen, denn alle Worte reden von ihr nur stümperisch; komm, Du mußt sie sehen! Schon wenn man sie nur sieht fühlt man sich wie im Himmel!"

Und so riß denn Carl von Linden den grilligen Freund wider Willen mit fort.

„Blick' einmal hin! Die dort ist's im weißen Kleide mit dem wallenden Rabenlocken und den Feueraugen, die sich jetzt links zu der kleinen Blondine wendet!"

„Was seh ich! Wie ist mir! Welche Fee! Welche Göttin!" rief Wilhelm aus, zurücktaumelnd in der Trunkenheit des Entzückens.

„Nun, nicht wahr sie ist schön?" sing von Linden den ganz verwirrten Wilhelm, der wie mit festverzaubertem Blicke nach ihr hinstarrte.

„Schön? — schön? Ach was ist schön? Was ist reizend? Was ist liebenswürdig? Was sind alle Worte der Sprache und Phrasen der Dichter gegen dieses Engelsbild? Aber sprich, Carl, sprich, rede, wer ist sie? Kennst Du sie?"

„Närrischer Kerl, wohnst Ihr so nahe und kennst sie nicht einmal?“ versetzte Carl von Linden. „Hast Du denn nichts von der Pastorstochter, der schönen Lenore gehört?“

„Wie? das wäre Lenore? Lenore?“ fiel Wilhelm überrascht ein, „die Lenore, mit der ich als Kind gespielt und die mich da immer so zum Besten hatte, daß ich ihr herzlich gram seyn mußte? das wäre die nämliche Lenore?“

„Keine Andere; glaube mir. Wie geht es aber zu, daß sie Dir so ganz unbekannt ist?“

„Sonst war ich oft in des Pfarrers Hause, aber schon seit einer Reihe von Jahren hat mein Vater mit Erhard einen Prozeß, der allerlei Reibungen veranlaßte und die entstandene Spannung zwischen ihm und dem Prediger beinahe bis zu einer Art von Feindschaft hinauftrieb. Dazu kommt, ich habe während meiner Universitätsjahre in Göttingen in den Ferien allemal Reisen gemacht und die Heimath kaum auf etliche Tage besucht, in denen ich bei der obwaltenden Mißhelligkeit keine Gelegenheit fand und sie auch nicht suchte, Lenoren zu sehen.“

„Ach Ihr dürft mit dem Pfarrer nicht lan-

Digitized by Google

ger prozessiren," versetzte Linden; „rede Deinem Alten zu, daß er nachgiebt und sich mit Erhard aussöhnt; dann kannst Du mit der schönen Lenore —"

„Nein, kein Prozeß mehr!" rief Wilhelm aus. „Mein Vater muß mit dem Pfarrer Friede machen. Ich will ihn schon dran kriegen. O Freund, ich brenne, ich kann mich nicht länger zügeln, ich muß meine Bekanntschaft mit ihr erneuern, ich muß mit ihr tanzen!"

Aber in demselben Augenblicke hatte sie schon ein anderer aufgezogen. Die Ekosaise wurde Wilhelm zu einer Ewigkeit. Ganz hin war er, als er die Göttergestalt des Mädchens nun in den Wendungen der holdesten Grazie Feengleich auf- und niederschweben sah und alle Reize ihres Körpers in harmonischen Rundungen und Schwellungen und Beugungen umherwogen sah. Ja sie zu schauen, war schon Lust und Wonne; sie berühren, sie fassen, sie zärtlich umschlingen und mit ihr durch den Saal fliegen, ach, es mußte Seligkeit des Himmels seyn!

Linden schien es nicht ganz recht, daß Lenore auf Wilhelm einen gar zu heftigen Ein-

Digitized by Google

druck machte, und er gab ihm dieß zu verstehen.

„Ach, mein Carl,“ hob Wilhelm an, „laß doch diesmal jede scheele und kleinliche Eifersucht aus dem Spiele! Sie verdirbt jungen Leuten immer ihre beste Lust. An eine ernsthafte Absicht ist ja doch bei uns Beiden nicht zu denken. Ich will ja mit dem Mädchen nur einige Tänze machen und sie dann vergessen!“

Die Ekosaise war vorüber. Ein langsamer Walzer hob an. Wie ein Blitz war Wilhelm bei Lenoren.

Ein süßer Schreck durchbebte die Pfarrerstochter bei dem Anblick des Jünglings. Sie fühlte sich mit einem Zauberschlage bis in's innerste Herz getroffen und ihre sanftgerötheten Wangen wurden zu glühendem Purpur. Sie schlug schüchtern und bestürzt ihr Auge nieder; eine nie gefühlte Verwirrung ergriff ihr ganzes Wesen; sie wußte nicht, wie ihr auf einmal geschehen war.

Wilhelm schlang seinen Arm um das holde Wesen mit einer Innigkeit und Glut und Seligkeit, die keine Worte schildern. Aber eine verlegene Beklemmung herrschte noch zwischen ihnen; der Sturm, der Taumel des Innern,

Digitized by Google

die beiderseitige Bestürzung war Schuld daran, daß ihre ersten Schritte etwas ängstlich schienen. Doch bald verschwand die Befangenheit; die drohende Bewegung setzte Körper und Geist in freien Schwung, und nun wogten sie leicht und fließend dahin wie schwebende Wellen unter dem Hauch des Abendwindes auf dem sanften Strome.

Es war ein köstlicher Walzer. Die Musik hatte so etwas Gemüthliches und Wehmüthiges, das die Seele ganz hinschmelzen machte in süßer Melancholie und unendlicher Sehnsucht; die Töne drangen alle nach den Herzen, so tief, so innig, so schmachtend, so rührend, wie Lieder der Philomele, wenn sie mit schmerzlich süßem Verlangen ihr Weibchen lockt.

Ach, was fühlte Wilhelm! Und was fühlte Lenore! Wie waren sie beide ganz Wonne, ganz Herz, ganz Seele und Empfindung.

Jetzt ruhten sie. Wilhelm wollte mit ihr sprechen. Doch es war ihm so eng; die Worte wollten nicht heraus. Etwas Gleichgültiges hätte er nicht reden können. Und seine Zärtlichkeit wagte er noch nicht hervorbrechen zu lassen. Beide waren noch gegen einander verlegen.

Digitized by Google

Aber in der nächsten Pause konnte er nicht länger schweigen.

„Lenore!“ hob er an, mit einem Blicke und Tone, in denen seine ganze Seele hervorflammte; „Lenore,“ und leiser lispelte er ihr in's Ohr; „ich liebe Dich!“

Lenoren zuckte ein süßer Schauder durch die Nerven; Wilhelms Blick hatte sie wie ein Blitz getroffen und das „ich liebe Dich,“ ach, sie erschrack darüber und doch klang es ihr wie Musik des Himmels.

Der Walzer war aus. Wilhelm unterhielt sich jetzt nur mit der Pfarrerin und ihrer reizenden Tochter.

Gegen diese Beiden floß er ganz über von Herzlichkeit und Gutheit und Hingegebenheit. Er zeigte seinen Aerger über die prozessualischen Differenzen, die seinen Vater so lange von Erhard getrennt hatten, und schwur, daß schon morgen das bessere Verhältniß wieder hergestellt werden solle.

Jetzt wurde ein feuriger Wiener angestimmt. Auguste hoffte auf Wilhelm; Carl von Linden wollte mit Lenoren tanzen; doch im Nu waren schon Wilhelm und Lenore zusammen und sausten wie ein Wetter durch den Saal dahin.

Digitized by Google

Alle Augen weilten auf dem schönen Paare; manche mit Neid und manche mit Entzücken. Aber auch der Neid mußte gestehen, daß kein Mädchen und Jüngling so zu einander paßten, wie die reizenden Beiden. Es war ein Flug, ein Schwung, eine Leichtigkeit in ihrem Tanze, die Alles zur Bewunderung hinriß. Alle ihre Bewegungen harmonirten so schön; sie schienen ganz für einander geschaffen.

Um Wilhelm verging Himmel und Erde, als er, das süßeste Wesen im Arme, herumwirbelte. In seiner Seele stürmte die glühendste Raserei, und doch war ihm so leicht, so wohl, so innig selig. Er fühlte mit einemmale eine bisher leere Lücke in seinem Herzen ausgefüllt; es war ihm, als ob er das Ziel jeder Sehnsucht errungen hätte.

Ach wie reizend erschien ihm doch Leonore! Wie bezauberte sie ihn mit jedem schüchternem Feuerblicke, mit jedem Worte, mit jedem Tanze mehr und mehr! Und das holde Mädchen so nahe zu haben, ihre Glut in sich überströmen zu fühlen, den himmlischen Athem ihres Mundes einzusaugen und ihre schönsten Formen zu berühren — ach, Wilhelm war nicht mehr Wilhelm — er war kein Mensch mehr, er war wie zu einem neuen Daseyn

Digitized by Google

geboren und um ihr her schimmerte eine schönere rosenfarbene und goldene Welt. Wenn ihn ihre Locken berührten, durchzuckte es ihn mit elektrischen Funken und wenn ihn ihr Blick traf, in dem eine Welt von Wonne und Liebe schwamm, so fühlte er's wie Blitze durch sein ganzes Wesen schlagen.

Diese unbeschreibliche Heiterkeit, die aus ihren Mienen strahlte, diese Augen, die bald wie helle Fackeln brannten, bald wieder mild und lächelnd wie klare Sterne leuchten, dieser Schimmer der Liebe, der ihr ganzes Antlitz verklärte, diese süße, reine, melodische Musik ihrer Sprache — o er hätte ihr jedes Wort vom Munde wegküssen mögen — er sah, er hörte, er dachte nur sie — sein ganzer Mensch war in ihr aufgegangen.

Wohl möchte es einige Verwunderung erregen, daß der junge reiche Herr von Treuenfels heute mit keinem Mädchen weiter tanzte, als mit der Pastorstochter; wohl mochten die aufgeblasenen Adelgen Fräuleins ihre Näschen ein wenig rümpfen und sich ihre spöttischen Bemerkungen in die Ohren flüstern. Aber das glückliche Paar hörte es nicht; sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Besonders kam Auguste von Hohenburg

Wilhelmen bei einem Gange durch den Saal ziemlich spitzig und höhnisch; aber er fühlte nichts von ihren giftigen Stichen und Bissen; er brach kurz mit ihr ab, ohne ihre Bitterkeiten zu erwiedern; denn er war heute zu froh und selig.

Seinen Freund Carl von Linden sah er gar nicht mehr und vermißte ihn auch nicht, da er nur in Lenoren lebte und webte.

Süße Stunden des Erdenglücks, wie ist Euer Flug so schnell! Freuden des Menschen, wie seyd ihr nur kurze Sonnenblicke, die uns lächelnd grüßen und wieder Abschied nehmen, nur Echos, die aus andern Welten herabklingen und indem wir noch verloren dem holden Tone lauschen, schon verhallet sind! Die Rosen blühen doch Tage hindurch und die Erde und der Himmel strahlen zuweilen wochenlang im Blau und Grün des schimmernden Frühlings; aber in dem armen Menschenherzen blüht die Blume des höchsten Entzückens nur Stunden und flüchtige Momente lang. Dem heitern Maitage folgt der sanfte erquickende Regen, aber dem Glück des Menschen folgen nach allzuoft nur andere Tropfen, die ihn verbrennen und verzehren.

Auch für Wilhelm waren die seligsten Stun-

den dahingeflogen wie Augenblicke. Er sah betrübt ihr Ende. Alles brach auf. Er hatte bis zuletzt gewartet. Ach, als nun Lenore fort war, da war der Saal so öd, so leer; da interessirte ihn kein Mensch; da konnte ihn nichts mehr halten. Da eilte er auch nach Hause.

Es war eine köstliche Nacht. Hell schimmerten die ewigen Sterne und lächelten ihm holder zu als sie jemals ihm gelächelt hatten. Es regte sich kein Lüftchen. Die ganze Welt lag in tiefer, unbewegter, seliger Ruhe. Leise glitt der Wagen fort und er versank in tausend entzückende Träume.

Zu Hause warf er sich bald auf sein Lager. Doch lange konnte er nicht schlafen. Sein aufgeregter Geist malte ihm tausend ewig wechselnde Bilder; seine Phantasie schwelgte in einem wogenden Meere von glühenden Gedanken und vorüberjagenden Lichtgestalten. Immer war es ihm noch als drehte er sich mit Lenoren — ihre Augen, ihr Gesicht, ihr ganzes liebenswürdiges Bild stand ihm vor der Seele und umschwebte ihn mit immer andern und neuen Reizen. Endlich schlummerte er ein und seine Phantasien spannen sich hinüber in seine Träume; sein Geist schwärmte selig fort und

Digitized by Google

ihn umschwebte die ganze Nacht durch das himmlische Idol seiner Liebe.

Sechstes Capitel.

Der Besuch.

Auch in Lenorens Seele war eine Veränderung vorgegangen, die ihr entgegentretende Erscheinung Wilhelms hatte wie ein Zauber auf sie gewirkt und ihre dunkle Sehnsucht war ihr nun mit einemmale klar geworden. Der Gegenstand ihres heimlichen Verlangens war gefunden und das Räthsel ihres Daseyns gelöst. In voller Glorie wie ein Gott war ihr der Jüngling erschienen, der bisher nur als ein Ideal in ihrer Phantasie gelebt hatte.

Ihr ging's eben so wie Wilhelm. Der Schlaf floh ihr Lager. All ihre Pulse jagten mit einer dreifachen Heftigkeit, ihr ganzer Körper brannte wie Feuer und in ihrer Seele arbeitete es auf und nieder wie in einem wo-

genden Meere. Ein Heer von süßen Phantasien und Gebilden umgauckelte ihr trunkenes Haupt, und immer hob sich strahlend und leuchtend wie der Mond unter Sternen des Jünglings holde Gestalt daraus hervor. Sein glühendes Auge blickte sie an, sein Arm schlang sich um ihre Hüfte, alle seine Reden klangen ihr wieder, und der Ton, die Innigkeit, die Seele, mit der er zu ihr sprach, und sein ganzes Wesen voll überströmender, auflodernder, Seligkeit aus- und einathmender Liebe — ach Alles wob sich um sie mit tausend Ranken und Netzen und Flammen der berauschendsten Zärtlichkeit. Herz und Sinne schwelgten in ihr.

Auch ihr träumte von ihm, als sie endlich entschlummerte, ihr träumte, wie er mit ihr durch die Frühlingsauen wandelte, ihr Blumen pflückte, mit ihr an süßmurmelnden Quellen, in dem Schatten duftiger Haine und an den buschigen Ufern des sanften Stromes ruhte, wie er sie da umschlang und sie ansah tief in's Auge hinein und sie an sich preßte und küßte und tausendmal wiederholte: „Mädchen, ich liebe Dich!“

Bald weckten sie die hellen Strahlen der Sonne. Es war ein göttlicher Frühlingsmorgen. Sie fühlte sich mit Gewalt hinaus-

Digitized by Google

gerissen. Ach, dieses grenzenlose, tiefe Blau, in dem tausend trillernde Melodien der Lerchen von dem hellsten Schmettern an durch alle Nüancen von stärkern und schwächern, halbverlorenen Tönen durcheinander wogten, die frische Morgenluft, unter deren Hauch der grüne Ocean der Saaten seine Wellen schlug, das Dampfen der Thäler und Höhen und das Blitzen des silbernen Stromes und der goldgelbe Glanz der verjüngten Wälder und all die balsamischen Düfte — das ganze Aug' und Seele stärkende Gemisch drang mit eingebanntem Zauber auf sie ein. Es umgab sie eine verklärte Welt. Sie fühlte sich wie neu geboren.

Jedes Blümchen hätte sie erdrücken mögen vor ungestümer Wonne; die ganze Erde war ihr nur ein großer Gegenstand der Liebe.

Sie sprach, sie sang, sie phantasirte; bald verlor sie sich ganz in die Reize der Natur; bald blickte sie hinauf nach den spiegelnden Fenstern des Schlosses und hatte für nichts einen Gedanken, als für Wilhelm. Immer noch klangen ihr die seligen Stimmen der Nacht in der eingewiegten Seele vor und der Nachhall der entrauschten Wonne kam leiser und leiser zusammen zu einem einzigen gro-

Digitized by Google

ßen Tone, und dieser Ton war das unendliche Echo ihrer Liebe.

Ach, ihr prosaischen Menschen, die ihr unsere Paar Freuden verdammt und einen harmlosen Genuß gleich Vergnügungssucht scheltet, die ihr lieber die ganze Welt zu einem Kloster machtet, wo es weder Becher gäbe, noch Tanz und Sang und Klang; ihr moralischen Pedanten, wie wenig habt ihr doch eine Vorstellung von dem Einfluß froh verbrachter Tage auf unser ganzes Wesen! Da sagt ihr, auf eine durchschwärmte Nacht folgt: Ueberdruß und Ekel und Stumpfheit und Schlafsucht und Trägheit, und wer weiß was noch Alles; aber das wißt ihr nicht, wie nach einer solchen Nacht der folgende Tag ein seliger und voll ist von nachklingendem Entzücken, wie da in unserm ganzen Wesen eine liebende Weichheit vorherrscht und die Gespinnste der süßesten Schwärmereien und goldensten Träume uns zauberisch umweben und in eine Stimmung versetzen, wo wir leichter vergeben, lieber geben und die ganze Welt mit innigerer Zärtlichkeit umfassen. Eben eure strenge, finsterblickende Moral macht euch hart und rauh und ungefüg und kalt wie Eis — so recht verständig — aber auch so recht

eisern und steinern — da hingegen das Frohseyn mit den Fröhlichen uns auch geschickter macht zu dem Weinen mit den Weinenden und der Genuß des Vergnügens einen ganz andern Geist über uns bringt und ein neues warmes Herz — jenen voll regen, genialen Schwunges, und dieses voll gerade der zartesten Sittlichkeit.

Es ist wahr, Lenore arbeitete heute nicht viel. Aber muß denn auch immer gearbeitet seyn? Haben wir denn dieß Leben nur, um uns durch dasselbe durchzuwürgen? Nein, Absprung und Erholung soll wechseln mit der Thätigkeit; denn nur eben dieser Wechsel von Arbeit und Lust macht die Lust zur Arbeit und die Arbeit zur Lust. Gehts doch ohnehin im Leben immer über zehn Steine und hundert Disteln, ehe einmal eine Blume kommt.

Es war Nachmittags. Der alte Erhard saß draußen im Garten in der Laube mit seiner Frau und Tochter, wo sie Kaffee tranken. Der Vater war bei seiner Pfeife Tabak, deren er täglich nur zwei rauchte, sehr gesprächig; und auch die Frauenzimmer wußten besonders noch viel von gestern zu erzählen. Lustig summten die Bienen in ihrem nahen Hause und eine erquickende Luft durchhauchte die schattige

Laube, unter deren aufblühendem Jasmin und türkischem Hollunder gelbe und bunte Schmetterlinge umherflatterten.

Natürlich sprachen sie auch von Wilhelm. Mutter und Tochter flossen ganz von seinem Lobe über. Sie rühmten seine äußere Figur, seine geistreiche Unterhaltung, seine Lebhaftigkeit, seine Herablassung und sein ganzes lauter Wohlwollen und Güte athmendes Wesen. Immer kamen sie auf ihn zurück und konnten nicht Worte genug finden, sich über ihn auszusprechen. Von dem, was man liebt, redet man so gern. Ach es that Lenoren so wohl, ihn immer wieder zu erwähnen und etwas von ihm zu sagen.

„Aber Lenore," hob der alte Pfarrer an, „der junge Traunfels mag ein recht schöner und auch braver Mensch seyn; doch ist mir's nicht ganz recht, daß Du so viel aus ihm machst; er scheint Dich mehr zu interessiren, als er sollte."

„Gutes Bätterchen," versetzte Lenore, „warum soll ich denn Wilhelm nicht gewogen seyn? Ich habe ja an ihm nur ein unschuldiges Wohlgefallen und hege nicht etwa eine Absicht oder Hoffnung."

„Man muß ihn lieb haben, wenn man

ihn nur steht," half die Pfarrerin; und wenn nun Lenore auch ein Bischen warm für ihn wäre, was thät's denn? Wenn er nun eine aufrichtige Neigung zu ihr faßte, warum sollte sie dem ihr winkenden Glücke aus dem Wege gehen? Hat man ja doch genug Beispiele, daß Reiche und Adliche nicht auf Rang und Vermögen sahen, sondern sich lieber ein Mädchen wählten, die nur Bildung und ein edles Herz besaß?"

„Ach daran denke ich ja gar nicht," erwiederte Lenore.

„Nimm Dich in Acht, meine Tochter," sagte der Pfarrer; „das Herz ist ein wunderliches Ding, das uns einen Streich spielt, ehe wir's uns versehen. Ein bloßes Wohlgefallen wird leicht und schnell Zuneigung, und die Zuneigung verwandelt sich unvermerkt in Leidenschaft. Ueber nichts sind wir weniger Herr als über die Empfindungen, denen wir eine Zeitlang durch die Finger gesehen haben. Drum, Lenore, sey ernstlich auf Deiner Hut! Ein Liebesverhältniß darf zwischen Dir und Wilhelm nicht entstehen. Sey es, wie es wolle, die Ungleichheit des Standes bleibt in der Ehe immer bedenklich, und

Digitized by Google

die Fälle, wo sie glücklich ausschlägt, sind immer nur Ausnahmen von der Regel."

„Ach, aber er ist so gut gegen mich!" seufzte Lenore. „Seine offne Stirn, sein treues Auge, sein herzlicher Ton — Alles sagt, er kann nicht falsch seyn!" setzte die Pfarrerin hinzu.

Erhard wollte so eben eine neue Einwendung machen, als die Hofthür knarrte und zwei Herren hereintraten. Lenore dachte gleich an Wilhelm. Ihr schlug das Herz hoch auf. Sie wurde feuerroth und wieder blaß. Die Pfarrerin war bestürzt, so ohne Vorbereitung überrascht zu werden.

Man eilte die Gäste zu empfangen und in das Haus einzuführen. Und siehe da, Lenorens Ahnung traf ein. Es war niemand anders, als der alte Major von Treunfels und sein Sohn.

Nach einer so langen von beiden Seiten stattgehabten Spannung schien die neue Annäherung nicht ohne einige Bänglichkeit und Verlegenheit vor sich gehen zu können. Der alte Pfarrer zitterte vor Ueberraschung und Erschrockenheit. Er wollte seine Pfeife weglegen und seinen Staatsrock anziehen; doch die Gäste litten es nicht und drangen darauf, daß er in seiner Bequemlichkeit bliebe. Die

Pfarrerin stammelte Entschuldigungen, daß sie auf die hohen Herrschaften nicht eingerichtet wäre und daß sie es ein wenig unordentlich bei ihr träfen — sie habe Wäsche gehabt — es sey heute Sonnabend — die Pfarre sey verbaut und es fehle an Raum, um Alles so akkurat zu haben, wie man gern möchte; die beiden Treunfelse fanden jedoch Alles sehr schön und baten, nicht die geringsten Umstände zu machen. Sie waren so unbefangen und so fern von aller steifen Förmlichkeit, als ob sie sich bei guten alten Bekannten befänden.

Der Pfarrer erholte sich daher bald von seiner Bestürzung und wurde redselig und aufgeräumt. Lenore eilte; um eine Chokolade zu kochen. Die Pfarrerin suchte verstohlen hier und da einen Gegenstand aus dem Zimmer wegzuschaffen, von dem sie glaubte, daß er den Gästen Anstoß geben könnte.

Die Rede kam bald auf den Prozeß, der wegen einer Lehnsdifferenz entstanden war. Auch eine Mißhelligkeit über Trifthenzinträchtigung kam dazu. Wie staunte Erhard, als der Major, der immer seine Sache so hartnäckig verfochten hatte, jetzt sich mit einemmale so bereitwillig zeigte, alle seine Ansprüche aufzugeben! Als er bekannte, wie er selbst

Unrecht zu haben glaube, wie nur ein beleidigter Stolz ihn so weit geführt, und wie es ihn oft seit längerer Zeit heimlich geschmerzt habe, als Kirchenpatron mit seinem Prediger in Streit zu seyn! Oft habe er schon auf dem Punkte geschwebt, ihm mit der Versöhnung entgegen zu kommen; und jetzt habe ihm endlich sein Sohn Wilhelm den letzten Anstoß gegeben, die fatale Prozeßgeschichte ganz niederzuschlagen.

Erhard wollte seinerseits auch einige Forderungen fallen lassen, aber der Major nahm es durchaus nicht an und bestand auch darauf, alle Kosten allein zu tragen, da er zu klagen angefangen und die Irrungen zuerst veranlaßt habe. Genug, die Streitsache war bald abgethan und es sollte nun ihrer gar nicht mehr gedacht werden. Das Gespräch lenkte sich bald auf Gärtnerei und Pomologie, welche der Major sehr liebte. Die Gäste schlugen vor, sich in den Pfarrgarten zu wenden, wo sie sich umzusehen wünschten und die Gegenstände ihrer Unterhaltung nahe hätten. Der Pfarrer war nie mehr in seinem Esse, als wenn er jemanden in seinem Garten herumführen und ihm die Herrlichkeiten desselbigen zeigen konnte. Weil er glaubte, die Pomo-

logie müsse jedermann interessiren, so war er unerschöpflich in der Schilderung seiner seltenen Obstsorten und verweilte fast bei jedem einzelnen Baume, über dessen Geschichte und Werth sich ergießend.

So ging's auch heute. Da kam er von den Geschlechtern der Calvils auf die Pipins, und von diesen auf die russischen Eisäpfel, die schon zu Anfang des August reifen und einen köstlichen Geschmack haben sollten. Der Major kannte sie noch nicht.

Auch Wilhelm, ob ihn gleich diese Unterhaltung weiter nicht sehr interessirte, zeigte doch einen lebhaften Antheil und stellte sich sehr wißbegierig. Er frug nach den Eisäpfeln, woher sie ihren Namen hätten.

„Der natürlichste Grund ihrer Benennung, versetzte der Pfarrer, scheint mir in ihrer Beschaffenheit zu liegen. Wenn sie gut gerathen, so haben sie etwas dem Eise sehr ähnliches und sind beinah durchsichtig, wenn man sie gegen die Sonne hält. Sie enthalten zuweilen eine halbe Tasse voll erquickenden Saft und zergehen auf der Zunge. Auch reifen sie nach und nach, nicht auf einmal alle, sondern immer einer nach dem andern, so daß der Baum drei bis vier Wochen hin-

durch täglich Ausbeute giebt. Wollte man sie aber auf einmal abnehmen und hinlegen, so machte man's nicht recht, denn sie halten sich nicht lange."

So zeigte der Pfarrer seinen Gästen die Blutbirn, die Bergamotte Crasanne, die Königin unter den Birnen, die Saint Germain, die petite Muscate, das Présent Royal de Naples. Bei der letztern sagte er, daß es eine delikate Birn seyn solle in Italien; daß sie aber hier zu Lande zwar ihre außerordentliche Größe und Schwere von einem Pfund erreiche, doch von groben Geschmacke und kaum eßbar sey. Der Major wünschte mehrere Sorten, die er noch nicht besaß. Vor Allem äußerte er seine Freude über die artige Obstorangerie in Blumenäschen, die sich Erhard angelegt hatte und verwunderte sich, als der Pfarrer ihm von Stämmchen, die beinahe noch bloße Ruthen waren, erzählte, wie sie schon drei bis vier Früchte getragen hätten.

Endlich gab die Pfarrerin ihrem Manne einen Wink, daß er sich über seinem Lieblingsthema nicht vergessen solle, und man verfügte sich zurück in die Laube, wo Lenore mit der Chokolade wartete.

Der Major hatte Lenoren lange nicht in

der Nähe gesehen. Er mußte sich im Stillen gestehen, daß das Mädchen schön war, und daß der Ruf nicht zu viel sage, der sie über alle junge Frauenzimmer der Umgegend erhebe. Auch ihr unbefangenes mit schüchterner Sittsamkeit reizend verschmolzenes Betragen, so wie ihre ungekünstelte Bildung des Herzens und Geistes verrathende Unterhaltung, gefielen ihm ausnehmend. Wilhelm hatte gegen ihn mit Begeisterung von ihr gesprochen und er fand die Schilderung seines Sohnes nicht übertrieben, ob er wohl dessen zu große Wärme hatte tadeln müssen.

Der Nachmittag verrann sehr angenehm. Man war heiter, man scherzte, man fand sich glücklich. Nur bot sich Wilhelm dießmal keine Gelegenheit dar, mit Lenoren allein zu seyn, und er mußte sich mit der Sprache des Auges begnügen. An bedeutungsvollen Blicken fehlte es von beiden Seiten nicht. Oft erröthete sie, wenn sie einander ansahen; manchmal begegneten sich ihre Augen nur auf einem Moment und senkten sich oder wandten sich schüchtern ab; manchmal ruhten sie länger auf einander und strahlten sich mit dem Glanze des Entzückens Alles zu, was unausgesprochen bleiben mußte. Es dauerte das süße Träumen

spiel fort, ohne daß es bei beiderseitiger Behutsamkeit den Eltern auffallend werden konnte.

Es nahte der Abend. Der Major winkte Wilhelm zum Aufbruch und man schied mit den gegenseitigen herzlichsten Versicherungen von Freundschaft, Verehrung und Ergebenheit.

Siebentes Capitel.

Der erste Kuß.

Es war Lenorens Gewohnheit, täglich ein- oder zweimal einen Spaziergang zu machen. Zuweilen begleiteten sie der Vater oder die Mutter, aber gewöhnlich mußte sie allein gehen, da sie im Dorfe keine passende Gesellschafterin hatte. Manchmal drängte sich ihr die Schulmeisterin auf; aber diese Frau war zu ungebildet und zu wenig nach ihrem Herzen, als daß sie an ihrem Umkommen hätte Vergnügen finden können. Es ist eine Strafe für

einen Menschen von dichterischer Natur, mit einem kalten, prosaischen Alltagswesen spazieren gehen zu müssen. Auch Schreiber dieses muß gestehen, daß er nur entweder allein, oder mit dem intimsten Freunde gern geht, nicht mit einem dumm zutappenden gleichgültigen Leit-Hammel, oder gar mit einer ganzen Heerde von ähnlichen Thiermenschen oder Menschenthieren.

Es war Sonntag. Erhard hatte über die Friedfertigkeit gepredigt und an dem Major und seinem Sohne sehr aufmerksame Zuhörer gefunden. Sein ganzes Herz war übergeflossen und er glaubte auch an dem Kirchenpatron Zeichen der Rührung bemerkt zu haben. Lenore sah in der Kirche Wilhelm nur aus der Ferne und dieses Sehen hatte ihre heißeste Sehnsucht nach ihm entzündet.

Wenn kein Besuch kam, so war Lenore immer an den Sonntagsnachmittagen melancholisch gestimmt. Sie dachte sich da immer ein ganz besonderes Vergnügen, und wenn es dann so still und einsam um sie her war, so versank sie, durch die heiligen Choralmelodien und Gesänge des Morgens weich gemacht, in eine unbesiegbare Wehmuth. Dann ging sie am liebsten allein hinaus und überließ sich ihren schwermüthigen Phantasien.

Digitized by Google

Auch heute schlich sie einsam durch die stillen, lächelnden Fluren. Zärtlich warm strahlte die Sonne und die ganze Welt ruhte in heiliger sanfter Feier. Der Geist einer süßen Wehmuth schien die ganze Natur zu beseelen. Alles grünte, blühte und lächelte so ruhig und hoffnungsvoll. Der Frühling war so schön, so rührend wie ein liebliches Kind in leisaufathmendem Schlummer.

Ach wie fühlte sich Lenore die Brust so eng und voll! Wie durchzitterten ihren Busen tausend Töne von Freud und Leid! Wie umwoben die Gefühle der Sehnsucht und hinsterbender Schwermuth ihr gepreßtes Herz! Ihr ganzes Wesen sehnte sich nach ihm! nach ihm! und er, ach er war nicht da, war fern in den Augenblicken, wo sie ihn hätte mit tausend Armen umfangen und ihm ihre ganze Seele hingeben mögen!

Weich und traurig warf sie sich nieder am Ufer des Stromes in das Gras, das mit liebevollem Kühl sie umfing, und das geistige Wehen der Lüfte küßte zärtlich die niederquellenden Thränen von ihren Wangen. Es war ihr unaussprechlich weh und unaussprechlich wohl. Sie schwelgte in sehnsüchtigen Verlangen, sie lispelte seinen Namen, und rief hun-

Digitized by Google

dertmal: „Wilhelm, mein Wilhelm, wie lieb' ich dich!“

In süße Träume verloren sah sie hinab in das Wellenspiel der Wasser, wie das ewig kam und ging und wie es heimlich rauschte und schwoll, und die kühlichen Hauche drangen ihr ins Herz so frisch und labend, als wollten sie die Gluth ihres brennenden Busens lindern — munter spielten zahllose Fische im Sonnenschein — das ganze feuchte, rastlos bewegte Element war voll wunderbaren, geheimnißvollen Lebens.

Bald sank Lenore wieder zurück in das Gras und träumte sich aus der Tiefe des Wasserreiches hinauf in die Region des unermeßlichen Aethers.

Ach wie süß, so losgebunden und frei sein ganzes Selbst gehen zu lassen und hingestreckt in erquickende Schatten mit den Flügeln der Phantasie sich in dem blauen, endlosen Räumen umherzuschwingen! Wie entfesselt, wie leicht, wie selig ergeht sich da die Seele in den ihr heimischern Regionen! Wie schiffen da Gedanken, Gefühle, Ahnungen, Erinnerungen, Hoffnungen auf einem großen stillen Meere, das voll seliger Inseln ist, von deren Bord uns Wonne auf Wonne entgegenwinken! Wie

Digitized by Google

wird das Alles zu einer unbestimmten einzigen chaotischen Empfindung, die aber unsere ganze Seele mit Entzücken fühlt, wie kettet sich uns da der Himmel an die Erde, wie sterben wir da selig hinein in das blaue Grab, das uns mit seinen Wolken so weich und liebevoll umbettet!

So lag Lenore. Sie schwärmte sich aus einem Himmel in den andern; die Gestalten der Erde und des Lebens entschebten ihr leise ferner und ferner, alle frohen und schmerzlichen Bilder flossen ihr im wunderbaren Gemisch durcheinander und tiefer und tiefer „eingehüllt in gefälligen Wahnsinn" versank sie endlich in einen leichten Schlummer.

Da träumte ihr, wie der ganze Strom in goldnem Glanze schimmere und wie seine Wellen sprachen und sangen und musicirten und wie die Fluren und die Haine und der Himmel rosenfarben erglühten und wie die Stimmen von tausend Nachtigallen in den Gebüschen des Ufers erklangen, und wie ein Nachen daher schwebte mit bunter Wimpel näher und näher und wie ein schöner Jüngling darin saß und eine Guitarre im Arm hielt, der er die sehnsüchtigsten Akkorde entlockte, die zauberisch mit seiner seelenvollen Tenorstimme sich

Digitized by Google

verschmolzen. Ha, jetzt sah sie ihn dicht vor sich — und, o Himmel! es war ihr Wilhelm. Und er grüßte sie und reichte ihr die Hand und umschlang und küßte sie — und sie war sprachlos und ihrer nicht mächtig vor Entzücken.

Schlummre, holde Lenore! Träume noch ein Weilchen so selig fort! Und wonnig wie dein Traum sey dein Erwachen!

Alles ist still um die schöne Schläferin. Nur leise Lüftchen bewegen ihr mit kühlenden Hauchen die Locken um Stirn und Busen und wehen ihr tiefen Frieden in die sanft auf- und niederathmende Brust.

Was ertönt da auf einmal! Was plätschert daher mit Rudertackt? Ist es das Bild deiner innern Anschauung, selige Träumerin? Und näher und näher kommt's und süßer und süßer werden deine Phantasien. Jetzt schweigt der Ruderschlag; der Nachen gleitet von selbst unhörbar über den Strom dahin. Aber ein anderer Ton wird laut; es ist Guitarrenklang; und eine Stimme tönt so voll Gemüth und Seele und sehnsüchtigen Schmerzes dazu, verknüpft ein magisches Band die Wirklichkeit mit deinen Einbildungen, ist es wahr, werden deine Träume zu Leben?

Heller und heller drang es der Schlum-

Digitized by Google

mernden aus Ohr — sie regte sich — aber noch erwachte sie nicht — sie hörte die Stimme deutlich rufen — aber noch band der Zauber ihre Gleider — Wilhelm stand vor ihr — und noch immer blieb sie gefesselt.

Wilhelm war wirklich da. Auch ihn hatte die Sehnsucht hinausgetrieben und er hatte sich bei einem Fischer einen Kahn gemiethet, um sich dem Spiel der Wellen und seinen Phantasien zu überlassen. Lenorens Bild tanzte vor ihm her auf den Wogen, es schwebte wie aus goldnen Düften gewebt um alle Gebüsche der Ufer, er sah es wohin er blickte. Aber geistig nur; ach, es zerrann, wenn er seinen Arm ausstreckte und es fassen wollte. Und so hauchte er schmerzvoll seine Klagen den Tönen ein und ließ das bange Menschenherz sprechen und sandte abgebrochene Rufe seiner Stimme über das wehmüthige Rauschen der Wellen dahin, mit denen sich seine heißen Thränen mischten. Auf einmal durch schwimmende Augen sieht er Lenorens Bildniß wieder. Ist sie es wirklich? Nein! es ist ja doch nur wieder Täuschung seiner nur in ihr webenden Sinne und Gedanken!

Aber es verschwindet ja nicht! Dießmal bleibt es! Hell schimmert das weiße Kleid!

Digitized by Google

Sie ist es! Aber Sie? Kann es denn nicht eine Andere seyn? Näher kommt jetzt der Kahn; er treibt ihn an's Ufer; er steigt aus; er tritt hinzu, und Gott! — Sie ist es!

Reizend lag sie vor ihm hingestreckt — auf ihrem runden marmorweißen Arme ruhte ihr träumendes Haupt — der Locken üppige Fülle spielte leisbewegt um ihren hervorquellenden Busen — der ganze Körper war hingegossen in wellenförmig fluthender Schönheit. Dieser Wohllaut der in einander schmelzenden Umrisse, diese göttliche Harmonie aller ihrer Glieder, dieser blendende Hals, dieses zarte Lebensroth auf den Lilienwangen, dieses um ihre Lippen schwebende süße Lächeln, dieses himmlische, vom Wiederstrahl des innern Entzückens überhauchte Angesicht — o Wilhelm vergingen die Sinne bei'm Anschauen der holden Schläferin. Und die Einsamkeit, der zärtliche Hauch der Lüfte, die tausend Blumen und balsamischen Gerüche um die heilige Stätte, die schattige Nacht der Gebüsche, undurchdringlich jedem Späherblick — hier mit ihr allein — im Schooß der heimlichsten Frühlingswonne mit ihr allein — es war zu viel — er taumelte vor Bestürzung über sein nie geträumtes Glück.

Digitized by Google

Es durchbrannte ihn ein wildes Feuer, als sollte er über sie herfallen und sie mit seinen Küssen ersticken — es raste in ihm wie Sturm und Blitz durch alle Nerven und Adern. Bald siegten aber edlere Gefühle über des Jünglings auflodernde Sinnlichkeit und er starb hin in seliger Verlorenheit der Betrachtung. Es durchrann ihn eine sanfte Wärme, er fühlte immer wieder von neuem die süße Erschrockenheit über ihre Nähe — Thränen des Entzückens brachen aus seinen Augen — eine weiche, heilige, glühende Rührung bebte durch seine berauschte Seele. Eine Weile stand er stumm und regungslos wie ein Festgezauberter; er wagte sie nicht zu stören.

Endlich hielt er's nicht länger aus. Leise schlich er näher und bog sich zu ihr herab, immer weiter und weiter. Alle Seligkeiten des Himmels schwebten auf ihrem lächelnden Antlitz. Er legte leise seine Hand in die ihrige, sie schien's zu fühlen und machte eine kleine Bewegung, aber noch erwachte sie nicht. Sie drückte noch schlummernd seine Hand — es ging ihm wie ein elektrischer Schlag durch alle Glieder. Wie schwollen ihm die feuchten, frischblühenden Lippen entgegen! Wie dürsteten die seinigen nach dem süßesten, fein-

Digitized by Google

sten Lebenshauch, der auf diesen Rosen winkte! Eine Zaubermacht zog ihn unmerklich — näher und näher fühlte er den ambrosischen Athem ihres Mundes — bis sich endlich die Lippen berührten und er sie mit einem vollschwellenden Kusse erweckte.

Sie schlug die Augen auf und war im ersten Moment regungslos vor Schreck. Sie wußte nicht, ob sie noch träumte oder wachte. Wilhelm war immer noch über sie gebeugt und sah sie mit einem unbeschreiblich seelenvollen Blicke an. Seine Hand hatte die ihrige fester gefaßt. Sie wollte aufspringen und sich loswinden; aber er hielt sie sanft zurück.

„Was müssen Sie von mir denken, Herr von Trenmfels?“ hob sie an, „daß Sie mich hier und so überraschen?“

„Ach keine Erinnerung an das steife Convenienzenleben,“ entgegnete Wilhelm schwärmerisch. „Und keine Entschuldigung aus Deinem Munde, süßes Mädchen! die Liebe versetzt uns ja in ein poetisches Zauberland, wo wir aller irdischen Fesseln ledig sind. Ach daß ich Dich hier habe und allein habe, daß ich Dir sagen kann, wie nur mein Herz in Deinem lebt, wie kein Gedanke in mir ist, der

nicht Dich dächte, wie ich Dich liebe und in Ewigkeit nicht von Dir lassen kann! Nein, Lenore, ohne Dich ist die Welt mir ein Grab und das Leben mir verzehrende Pein! Dich muß ich besitzen!“

„Aber Herr von Treunfels, diese Raschheit —“

„Traf mich doch Dein erster Anblick wie Blitz! Ja der Flügel der Liebe reißt mich fort mit Sturmesallgewalt – ich kann nicht widerstehen noch zögern oder zweifeln, wo ich mich für ewig entschieden fühle. Ha, antworte mir, Mädchen, ich bin unglücklich, wenn Du mir nicht ersehnte Antwort giebst — sprich, Lenore, liebst Du mich?“

Lenore schwieg in süßer Verwirrung.

„Lenore, liebst Du mich?“ wiederholte Wilhelm mit höherer Leidenschaft und riß krampfhaft an ihrer Hand.

„Ich darf ja nicht!“ lispelte Lenore mit Thränen in den schönen Augen.

„Also liebst Du mich doch! Ja Du liebst mich! Nichtwahr? Ach sage mir einmal das süße Wort, das mir wie Sphärenton durch alle Ewigkeiten nachklingen soll! Sprich, mein holdes Leben! Reiße mich nur aus der Ungewißheit!“

Digitized by Google

Da drang das süße: „Ich liebe Dich!“ von ihren Lippen und der selige Bund der Herzen war geschlossen.

Achtes Capitel.

Die Freunde.

Die Wiesen wurden täglich blumenreicher und die Wälder grünten dichter — ein wärmerer Geist durchhauchte die Natur — so grünte und blühte auch die Liebe des beglückten Paares täglich schöner auf — so wuchs auch in ihren Herzen das himmlische Feuer.

Ach, nur ein Zug aus dem Kelche der süßesten Leidenschaft, und unsre Nüchternheit ist für immer verloren!

Auch Wilhelm und Lenore überließen sich ihren glühenden Empfindungen und Phantasien mit einer glücklichen Unbekümmertheit um Alles, was der Verstand dagegen haben konnte. Es verging kein Tag, wo sie sich nicht sahen

Digitized by Google

und meistens trafen sie an jenem heimlichen Uferplätzchen zusammen, wo Wilhelm Lenoren das erstemal gefunden hatte. Nur, wenn heftige Regen und Ungewitter keinen Spaziergang erlaubten, fielen ihre Schäferstunden weg, und dann hätten sie vergehen mögen vor Ungeduld und schmerzlichem Verlangen.

An Wilhelm waren im Gewühl der Welt so manche schöne weibliche Erscheinungen vorübergegangen, aber keine hatte bisher mehr als flüchtige Eindrücke auf ihn zu machen vermocht. Ihre körperlichen Reize erkannte er öfters als vollkommen; doch das Ideal von Bildung des Geistes und Unschuld des Herzens, das ihm vorschwebte, war ihm noch nicht begegnet. In Lenoren hatte er nun das Mädchen gefunden, in dem sich hohe Schönheit mit dem reinsten, liebenswürdigsten Innern vereinigte; sollte er nun selbst mit entweihendem Ungestüm in den heiligen Tempel brechen? Nein, anbeten mußte er dort und jene Triebe, die zwar menschlich, doch auch thierisch sind, verbannen. Lenore war ihm zu theuer, als daß er sie hätte unglücklich machen sollen.

O ihr gemeinen Seelen, die ihr die Möglichkeit einer so zärtlichen und doch reinen Verbindung mit einem Mädchen nicht glauben mö-

get und Alles in eure grob-materialistische Sphäre herniederzuziehen strebt, wie versündigt ihr euch an der Blüthe des Göttlichsten, was die Erde trägt, wie tretet ihr das Himmlische in Schmutz und Staub!

Rein, ein reiner, unschuldiger Umgang mit einem Mädchen ist einem wahrhaft edeln, ideal-lisch athmenden Jünglinge gewiß möglich; das schöne Gemälde braucht nicht, wie Jean Paul sich ausdrückt, zerknüllt zu werden."

Doch wieder zur Geschichte!

Eines Tages, als Wilhelm auch einmal Lenoren quälen wollte, trat ihm sein lange nicht gesehener Freund Carl von Linden entgegen.

„Wilhelm," hob er sogleich an, „ich habe ein Wort mit Dir zu reden!"

„Was ist's?" frug Wilhelm kurz und kalt.

„Wir sind uns fremd geworden, fast möcht' ich sagen feind. Deine Schuld! Du hast nicht edel gehandelt!"

„Wie so?"

„Du hast mir Lenorens Herz entrissen. Ich liebte sie und sonnte mich in ihrem Lächeln — aber sie lächelt mir nicht mehr und es welkt die Pflanze, die ihres Sonnenstrahls entbehrt."

„Warum hast Du sie mir gezeigt?"

Digitized by Google

„Doch nicht, daß Du mir sie wegstehlen solltest? Ach sie war einst wärmer und freundlicher gegen mich; seit Deinem Hierseyn blickt sie mich kaum noch an — ich bin ihr lästig und muß mit dem Gefühl des verzehrendsten Grames sehen, wie ein Anderer die Wonne genießt, nach der ich lechzte. Aber Du sollst sie nicht besitzen! Wir haben uns bei Nacht unter den Sternen des Himmels Freundschaft geschworen bis in den Tod — doch das ist vorbei. Du warst der Verräther. Du bist nun mein Feind! Komm, folge mir, laß uns kämpfen auf Leben und Tod! Wer übrig bleibt, der soll Lenoren haben!“

„Carl?“ fragte Wilhelm schmerzlich bewegt, „ist das Dein Ernst?“

„Ja!“ versetzte Linden in dem Tone des unerschütterlichsten Entschlusses.

„Wir haben so göttliche Tage mit einander verlebt, wir sind uns so viel gewesen —“

„Das ist vorüber! Keine unnützen Reden! Komm, dorthin in den Wald! Ich habe Pistolen bei mir!“

„Nun, wenn Du darauf bestehst, so sey es!“

Schweigend gingen die beiden Freunde nach dem Walde und fanden bald einen Platz,

Digitized by Google

der ihrer Absicht angemessen war. Sie bezeichneten die Stellen der Entfernung und loosten, wer zuerst schießen sollte. Das Loos fiel auf Wilhelm. Kalt reichte Linden Wilhelmen das eine Pistol; sie standen einander gegenüber; die fürchterliche Scene sollte beginnen.

Wilhelm zauderte. „Schieß zu!“ rief Linden ungeduldig. „Ach, nach Deinem Herzen soll ich zielen? Mir zittert der Arm! Ich kann es nicht!“

„Weibische Memme,“ versetzte Linden hohnlächelnd, „ist Dir so bang in der Nähe des Todes?“

Wilhelm erhob den Arm mit dem Mordgewehr, ließ ihn aber alsobald wieder sinken.

„Nur einige Augenblicke gestatte mir noch!“ bat er; „Du kennst mich ja und weißt von der Universität her, daß ich das gefährliche Spiel nicht scheue!“

Wilhelm schien mit sich selbst zu ringen — er zitterte, er wankte — aber bald war sein innerer Kampf entschieden.

„Freund,“ rief er Linden zu und ging ihm entgegen, „Freund,“ sagte er noch einmal mit halbgebrochener und bebender Stimme, „der Tod ist mir Kinderspiel; aber mein Gewissen verlangt, daß ich Dir das ungeheure

Opfer bringe und Lenoren entsage. Oder argwöhnst Du noch Feigheit in mir, hier ist meine Brust! So schieß mich nieder! Weiß ich doch nicht, wie ich ohne sie das Leben tragen soll! Ich werde mir's selbst nehmen müssen, und da nimm Du mir's lieber! Keine Macht der Welt hätte mich von Lenoren losgerissen, ja selbst nicht meines Vaters Fluch, aber dem Freunde, ja dem Freunde opfr' ich die Geliebte und mein Leben! Nimm sie hin und sey mit ihr glücklich!"

Wilhelm brach die Stimme, seine Knie zitterten, er war durch Mark und Gebein erschüttert.

Seine Worte und noch mehr sein Anblick drangen Linden in die Seele.

„Nein," rief er, mit ausgebreiteten Armen auf ihn losstürzend und ihn an sich pressend, „nein, Wilhelm, Du bist kein falscher Verräther; Du bist der Freund, der noch mehr kann als sterben für den Freund. Du hast die letzte Probe bestanden. Aber ich, dem das Opfer leichter wird, nicht Du, dem es das Leben kostet, habe es zu bringen. Mich liebt Lenore nicht und wird wohl nie mich lieben, darum behalte Du sie, dem sie gehört,

Digitized by Google

und der ihr Herz besitzt. Und mehr als je bin ich nun Dein Freund!"

Noch beharrte Wilhelm auf seiner einmal ausgesprochenen Entsagung, und es entstand ein edler Wettstreit unter den Freunden; doch endlich nahm er das Opfer von Linden an, da es diesem am wenigsten kostete und sich voraussehen ließ, daß im entgegengesetzten Falle Linden doch Lenorens Liebe nie erlangen würde.

Versöhnt und mit warmen Herzen gingen die beiden Freunde aus einander.

Neuntes Capitel.

Der Verräther.

Nicht immer waren Wilhelm und Lenore bei ihren Zusammenkünften so vorsichtig, als sie hätten seyn sollen. Die im Felde thätigen Landleute verfolgten gar oft mit neugierigen Blicken die täglich erscheinenden Spaziergän-

Digitized by Google

ger, die sie immer nach einem Punkte sich wenden und sogar zuweilen mit einander gehen sahen. Auch mochten wohl noch andere Spione angestellt seyn und besonders von der eifersüchtigen Auguste von Hohenburg. Ein Liebespaar läßt man selten unbelauert und ungestört.

Erhard selbst hatte starke Muthmaßungen und beschwor seine Tochter, sich um Gotteswillen nicht in ein Verständniß mit dem Edelmann einzulassen, indem er ihr die dabei drohende Gefahr mit den schreckendsten Farben malte. Lenore jedoch leugnete gegen den Vater alle nähere Verbindung mit Wilhelm und lächelte nur über seine Besorgnisse.

Indeß die Mutter wußte um das Geheimniß; denn ihr sagte Lenore Alles, weil sie ganz anders über die Sache urtheilte als der Vater. Es schmeichelte Marias Eitelkeit, daß ein Adlicher an Lenoren Gefallen fand und mit Entzücken spann sie sich den Traum aus, wie ihre Tochter einmal noch Wilhelms Gattin werden und mit ihr drüben auf dem Schlosse residiren würde als eine gnädige Frau. Sie bestärkte daher Lenoren eher in ihrer Verirrung, als daß sie ihr hätte warnende Winke geben sollen und was der Vater mit seinen Ermahnungen aufbaute, das riß sie nieder.

Digitized by Google

schöne Kleider, Equipage, Dienerschaft, das Wörtchen „von“ — diese Dinge umhüllten ihre Augen mit einem Nebeldunst, der sie die Wahrheit nicht erkennen ließ.

Doch wenden wir uns jetzt zu dem Major. Schon seit längerer Zeit war diesem sowohl Wilhelms tägliches Umherstreifen in dem Freien, als auch sein ganzes Wesen aufgefallen. Sein Sohn kam ihm empfindsamer, schwärmerischer und zerstreuter vor als jemals. Und der Zufall leitete ihn auf die Spur. Es fiel ihm ein, in Wilhelms Abwesenheit einmal unter dessen Papieren umherzustören, und da traf er auf einen ganzen Stoß Gedichte, die alle an ein mit L. — bezeichnetes Mädchen gerichtet waren und die glühendste Liebe athmeten. Sogleich dachte er an Lenoren. Doch das bewies noch nichts. Lenore könnte gemeint seyn, aber ihm nur zu einem dichterischen Ideale dienen.

Ein anderer Umstand machte seinen Argwohn erst zur Gewißheit. Vor kurzem war sein Jäger abgegangen und der Kammerjunker von Hohenburg hatte ihm einen andern zugewiesen. Dieser Mensch besaß ein einschmeichelndes, gefälliges, glattes Wesen, aber eine heimtückische, hinterlistige, boshafte Seele, die ganz zu Angebereien und Intriguen geschaffen

Digitized by Google

war. Ihn hatte Auguste von Hohenburg für sich zu gewinnen gewußt und vor seinem Anzuge bei dem Major von Treuenfels gehörig instruirt. Er sollte den Aufpasser machen und dem Vater in Hinsicht auf Wilhelms Liebschaft die Augen öffnen. Ja nicht nur gegen den Alten sollte er reden, sondern auch die Sache recht unter die Leute bringen. Auguste hatte ihm für diesen zu leistenden Dienst schon ein Röllchen Gold gegeben und noch eins versprochen. Curt, (so hieß er) der an dergleichen Verhetzungen schon ohnehin Vergnügen fand, fühlte sich durch die theils schon erhaltene, theils noch zu hoffende Belohnung doppelt angespornt, seiner geheimen Instruktion Gnüge zu leisten.

Bei seinem umherschweifenden Berufe und bei Wilhelms Unvorsichtigkeit wurde es ihm nicht schwer, das, wovon man erst nur noch unbestimmt munkelte, mit Augen zu sehen. Noch wagte er nicht sogleich gegen den Major damit herauszukommen. Erst nach einigen Wochen, als er sich schon bei ihm eingeschmeichelt und in seiner Gunst festgesetzt, begann er eines Tages zu reden.

„Herr Major," hob er an, indem er die täuschendste Miene der Treue und Gewissen-

haftigkeit erheuchelte, „ich habe etwas auf dem Herzen, getraue mir es aber nicht zu sagen.“

„Rede, lieber Curt,“ entgegnete Treunfels. „Du brauchst Dich nicht vor mir zu fürchten; Du bist ein braver Kerl und solchen gestatte ich gern eine freie Sprache.“

„Aber Sie könnten einen Haß auf mich werfen, gnädiger Herr — denn was ich Ihnen mitzutheilen habe“ — hier stockte Curt — „nein, ich will's verschweigen!“

„Du machst mich neugierig, Curt!“ versetzte der Major. „Geht es denn mich an, was Du zu sagen hast?“

„Nein, Sie nicht geradezu, — aber doch auch. Eigentlich betrifft es Ihren — Ihren Herrn Sohn. Es giebt böse Zungen, die ihm etwas nachreden, das — doch erlassen Sie mir die traurige Nothwendigkeit, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen!“

„Nein, Curt, ich will's wissen! Rede! Sag es auch, was es sey!“

„Vielleicht ist's nicht wahr!“ fuhr der Jäger fort. „Aber ich bedaure nur den jungen gnädigen Herrn und Sie, daß man Sie in ein so schändliches Gerede bringt.“

„Was spricht man von meinem Sohne?“

Digitized by Google

fragte der Major mit donnernder Stimme und rollte wild die Augen.

„Sie sind zornig, ehe Sie es wissen, gnädiger Herr; was werden Sie erst thun, wenn Sie es erfahren? Ich sehe es voraus, Ihr Unwille wird mich treffen, der ich nur aus Gewissenhaftigkeit —“

„Nein, guter Curt,“ sagte der Major, Sanftmuth erzwingend; „Dir werde ich's nicht entgelten lassen; thu' mir nur den Gefallen und rede frei und offen!“

„Mit der Bedingung, daß Sie verschweigen, von wem Sie's gehört. Denn wenn ich mir die Ungnade ihres Herrn Sohnes zuzöge“—

„Ich gebe Dir mein Wort, er soll nichts erfahren!“

Nach einigen Augenblicken des Besinnens hob Curt wieder an:

„Ich liebe es nicht, den Angeber zu machen und am wenigsten, Jemand von meiner Herrschaft zu verläumden. Aber wenn der gute Ruf derselben gefährdet wird, dann läßt's mir keine Ruhe.“

„Komm zur Sache, Curt!“ erinnerte der Major. „Was spricht man von meinem Sohne?“

„Man sagt — man will wissen — — man

munkelt allgemein davon, daß er die Pfarrerstochter heirathen werde."

„Was? Wen?" schrie der Major auf.

„Die schöne Lenore," fuhr Curt mit arglistigem Lächeln fort, die allerdings seinem Geschmacke keine Schande macht und eine treffliche Gemahlin für ihn seyn würde, wenn sie die Tochter eines Edelmanns wäre."

„Und wie ist dieses Gerede entstanden?"

„Entstanden?" wiederholte Curt.

„Ja, wer hat gewagt, es in Umlauf zu bringen? Was gab dazu Veranlassung?"

„Veranlassung?"

„Bist Du doch so wortkarg! Ich sehe an Deiner geheimnißvollen Miene, Du weißt mehr, Curt. Entdecke mir Alles! Es soll Dein Schade nicht seyn! Ich will es Dir gedenken!"

Hierauf erzählte Curt dem Major, wie er das verliebte Paar seit einiger Zeit fast täglich belauscht und wie Wilhelm fast auf allen seinen Spaziergängen mit Lenoren zusammentreffe. Die Veranlassung zu dem Geschwätz hätten also die Beiden selbst gegeben, indem ihre Zusammenkünfte ja nothwendig auffallen müßten. Man rede übrigens noch Schlimmeres, was er nicht aussprechen wolle, denn es

Digitized by Google

sehr leicht zu errathen. Uebrigens versicherte Curt nochmals, daß er sein Geheimniß ewig bei sich behalten haben würde, wenn ihn nicht sein Gewissen und die Besorgniß um das Wohl seiner Herrschaft getrieben hätte, es zu offenbaren, um im Anfange des Uebels weitern bösen Folgen noch glücklich vorbeugen zu können.

Der Major war in zorniger Bewegung, doch unterdrückte er sie gegen Curt und versicherte ihn seiner Gnade, da er ihm durch seine Mittheilung einen großen Dienst erwiesen habe.

Nicht lange, nachdem Curt fort war, kam Wilhelm so eben von Lenoren zurück. Sein Herz war noch trunken von Wonne — sie hätte ihm heute ganz besonders liebenswürdig geschienen — es wurde ihm schwer, seine überfrohe Stimmung einigermaßen zu verbergen.

„Wo kommst Du her?“ frug ihn der Vater in einem gleichgültigen Tone.

Unbefangen versetzte er: „von einem sehr angenehmen Spaziergange weit in's Thal hinaus nach der Ruine, die ich so gern besuche und wo ich mich in die alten Ritterzeiten träume.“

Digitized by Google

„Ist das wahr?“ frug der Vater mit einer prüfenden Miene und einem ganz eigenen Nachdruck.

„Warum zweifeln Sie lieber Vater?“ versetzte Wilhelm, noch unbesorgt und nichts Böses ahnend.

„Wenn ich aber nun wüßte, daß Du wo anders gewesen wärest? Höre, Wilhelm, ich vergebe Dir jeden Fehler, nur den nicht, wenn Du gegen mich nicht offen bist! Gestehe, daß Du von Lenoren kommst! Ich kenne nun Deine Schliche! Kein Läugnen kann Dich retten!“

Wilhelm wurde blaß und vermochte kein Wort zu sprechen.

„Deine Bestürzung bestätigt, was ich sagte,“ fuhr der Vater fort. „So wisse denn Wilhelm, ich habe Alles erfahren; erfahren, daß Du täglich mit der Pfarrerstochter zusammen bist, erfahren, daß Du die thörichtste Leidenschaft zu ihr gefaßt, erfahren, daß Du ihr sogar die Ehe versprochen hast! Toller Jüngling! Wie kannst Du Dich mit einem gemeinen Mädchen so weit einlassen? Wäre es eine andere gewesen, ich hätte es verzeihlicher gefunden und als einen Jugendstreich wohl ganz übersehen — aber diese Pre-

Digitized by Google

digerstochter — zur Deiner Maitresse ist sie zu gut, und zu Deiner Gemahlin zu schlecht!“

„O mein Vater,“ hob Wilhelm mit lebhafter Aufwallung an; „ich gestehe, ich mag gefehlt haben, daß ich Ihnen eine Leidenschaft verbarg, von der ich voraussah, daß sie mir nur Ihren heftigsten Tadel zuziehen würde. Ja mein Verstand billigte sie selbst nicht; aber mein Herz — mein Herz! Ich konnte nicht anders. Ich mußte diese Lenore lieben, mit einer Gluth, die unauslöschlich, unendlich, ewig ist! Ja ich gestehe, ich suchte täglich die Gelegenheit, sie zu sehen, das Band der Liebe wob sich enger und enger um unsre Seelen, und ich schwor ihr, mich mit ihr zu vermählen! Unser Schicksal ruht in Ihrer Hand! Sie können uns unglücklich, Sie können uns selig machen! Aber Ihren einzigen Sohn werden Sie nicht in Verzweiflung stürzen! Nichtwahr, Ihr Sinn ist nicht unbeweglich und Sie hangen nicht blind an den elenden Vorurtheilen, die den Werth eines Menschen nur nach Rang und Vermögen wiegen? Ja ich hoffe, Sie lassen sich rühren und gestatten mir die Verbindung mit dem Mädchen, deren innerer Adel ihr den äußeren ersetzt!“

„Wo denkst Du hin?“ erwiederte zornig der Major. „Ich Dir jemals meine Einwilligung zu einer Heirath geben, die meine Ahnen im Grabe schändet? Solch einen Flecken auf unsern Stammbaum? Nein, unser alter Adel, der so viele Jahrhunderte hinausreicht, er soll rein bleiben; ich will den Nachkommen nicht Grund geben, meiner Asche zu fluchen!“

„Aber theuerster Vater,“ entgegnete Wilhelm, „das Mädchen ist so schön, so vortrefflich, so liebenswürdig und voll Herzensgüte, so ganz dem Bilde entsprechend, das ich längst voll Sehnens in der Seele trug und nirgends — nirgends fand — und Gleichheit der Geister und Herzen — ist sie denn nicht mehr als Gleichheit des Standes?“

„Poetische Schwärmerei!“ versetzte der Vater. „Hinweg mit diesen dichterischen Träumen! Du sollst mir in das Reich der Poesie und Wirklichkeit zurück! Der Verstand ist der Rathgeber, den man hören muß; das Herz führt uns nur irre. Die Heirath mit einer Andern soll Dich von Deiner Thorheit heilen!“

„Heilen? Die Verheirathung mit einer Andern?“ rief Wilhelm schmerzlich aus. „Von einer Wunde, an der ich sterben müßte, erwar-

Digitized by Google

ten Sie Hoffnung? Und wer wäre denn diese Andere, über der ich Lenoren vergessen könnte?“

„Auguste von Hohenburg,“ versetzte der Major.

„Auguste von Hohenburg? Diese zudringliche, verbildete, kalte, aller liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens ermangelnde, durch das Residenzenleben verdorbene Kokette könnte mir eine Lenore ersetzen? Mit ihr, die mir zuwider ist, sollte ich den Bund schließen, von dem das Glück des Lebens abhängt? Nein, nie, nie — ich kann es nicht!“

„Du sollst aber!“ fiel der Major heftig ein; „binnen drei Wochen muß sie Dein Weib seyn. Ich verlange es, daß Du sie heirathest und die Pfarrerstochter vergissest!“

Wilhelm machte alle nur mögliche Gegenvorstellungen und sie wollten anfangs alle nichts fruchten. Endlich aber gelang es doch, den Vater zu erweichen, unter der Bedingung, daß sich Wilhelm von Lenoren loszureißen versprach. Nur noch einmal wollte er sie sehen, um ihr für ewig Lebewohl zu sagen, und dann eine Gattin erwählen, die seinem Stande angemessen seyn würde.

Digitized by Google

Zehntes Capitel.

Der Abschied.

Es war ein himmlischer Frühlingsabend. Berge, Wald und Thal blitzten grün und golden im Wiederstrahl der abschiednehmenden Sonne. Die Lüfte säuselten sanfte Kühlung. Rings schmetterte ein Heer von Nachtigallen.

Mit berauschter Seele war Lenore hinausgegangen in die wonneathmende Natur und freute sich in der Hoffnung, heute mit ihrem Wilhelm einen recht seligen Abend zu genießen. Spähend flogen ihre Blicke nach dem Geliebten ihres Herzens umher, den sie immer schon in weiter Ferne erkannte. Aber ringsumher entdeckte sie ihn heute nicht. Eine schwermüthige Ahnung drang durch ihre Seele; doch bald beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß ihn irgend eine Abhaltung länger als gewöhnlich verweile und daß er doch noch erscheinen müsse.

Sie harrte ein Weilchen. Minuten wurden ihr so lang wie Stunden, so sehnte sie sich heute nach ihm.

Digitized by Google

Endlich, endlich sah sie ihn kommen — doch nicht wie gewöhnlich mit dem stürmischen Schritt, der seine Ungeduld anzeigte — nein, langsam schlich er und blieb öfters stehen, als ob es ihm schwer würde, sich ihr zu nähern. Sie konnte sich das nicht erklären und sprang ihm verwundert entgegen. Aber ihre Befremdung stieg noch mehr, als sie nun vor ihm stand und er ihr nicht mit Kuß und Umarmung entgegenstürzte, sondern mit düsterm zu Boden geheftetem Blicke zögerte.

„Was hast Du, mein Wilhelm? Was ist Dir?“ fragte sie mit dem innigsten Tone. „Was fehlt Dir? Du scheinst traurig? Warum bist Du heute so?“

„Ach ich werde wohl nun immer so seyn!“ entgegnete Wilhelm und helle Thränen schossen ihm aus den Augen.

„Immer so seyn?“ wiederholte Lenore. „Gott, wie meinst Du das? Du erschreckst mich! Was ist vorgegangen?

Lange war Wilhelm nicht vermögend zu sprechen. Er streichelte nur ihre Wangen und Haar und preßte sie zärtlich an sich und weinte. Endlich erzählte er ihr das Vorgegangene und eröffnete ihr, daß diese Zusammenkunft

Digitized by Google

nach dem Willen seines Vaters die letzte seyn solle.

Lenore war außer sich vor Schmerz und zerfloß in Thränen. Alle Reize der Natur machten nur wehmüthige Eindrücke auf das zum Tode betrübte Paar; die zärtlichen Liebesgesänge der Nachtigallen redeten ihnen jetzt nur von einer Seligkeit, die sie nun für ewig entbehren sollten und drangen als durchbohrende Klagelieder in ihre blutenden Herzen.

Golden stieg der volle Mond empor und verklärte mit seinem magischen Strahl die himmlischen Umgebungen. Aber weil sie an diesem schönen Abende zum letztenmale glücklich seyn sollten, deshalb waren sie eben unglücklich.

„Also nie wieder!“ seufzte Lenore, umarmend den von tödtlichen Schmerz durchdrungenen Wilhelm.

„Also nie wieder!“ wiederholte noch leidenschaftlicher die weinende Lenore und drückte den Geliebten fester an sich, als wollte sie ihn nicht loslassen, da sie ihn nur verlieren sollte.

„Diese Küsse die letzten! Dieser Liebesblick eine für ewig untergehende Sonne!“ So tönte es von Beider Lippen in abgebrochnen Seufzern.

Digitized by Google

„Ich werde keine Andere lieben können!“ rief Wilhelm aus.

„Mit keinem Manne, als mit Dir, vermag ich glücklich zu seyn!“ stöhnte Lenore.

Auch der bitterste Liebesschmerz hat etwas Süßes. In der zärtlichen Wehmuth wahren sich die Beiden enger an einander und verloren sich in ungezügelte Schwärmereien. Ihre Seelen schweiften in's Jenseits, sie phantasirten von dem Wiedersehen in andern Welten; nur erweckte sie daraus immer wieder der bittere Gedanke an die Wirklichkeit.

Die Welt war heute so schön! Sie hätten mit einander so unermeßlich glücklich seyn können! Die innige, selige Nacht umwebte sie so schmeichelnd, so warm, so liebevoll!

Leis ist der Uebergang von dem geistigen Schwelgen zu sinnlicher Berauschung. Die Schwärmereien hatten allen ihren Nerven eine höhere Fühlbarkeit und Erregbarkeit gegeben. Wilhelm durchzuckte der Gedanke: „Zum letztenmale gehe ich nicht so von ihr!“

Heißer wurden seine Küsse, zärtlicher sein Liebesgelispel, heftiger seine Umarmungen. Und ach Lenore! Sie widerstand nur wenig. Der süße Rausch betäubte alle ihre Gedanken; sie war ihrer nicht mehr mächtig.

Digitized by Google

In wilder Gluth enthüllte Wilhelm die schönen, straffen Formen ihres wallenden Busens dem keuschen Blick des Mondes. Sie widerstrebte; aber zu stürmisch war des Jünglings Gewalt. Mit trunknen Augen starrte er verzückt die runden, blendendweißen Marmorhügel an und verschlang gierig die, ihm bis jetzt verborgen gebliebenen Reize des holden Mädchens. Mit tausend Küssen bedeckte er dann die weichen Schwanenbrüste und legte sein Haupt an sie und fühlte näher das heiße Wallen ihrer innern Gluth und den stürmischen Schlag des unter ihnen heraufklopfenden Herzens.

Lenore war nun ganz Hingebung gegen den Geliebten ihrer Seele. Sie war besiegt. Zärtlich streichelte sie sein weiches Haar und schwiegte ihre hochglühende Wangen herab an die seinige. So ruhte Wilhelm wie träumend ein Veilchen an ihrem Busen.

Es war kein Lauscher in der Nähe. Nur der verschwiegene Mond und die ewigen Sterne lächelten freundlich hernieder. Er hätte ungestört mit Lenoren die letzte der Wonnen genießen können; aber sein besserer Genius erwachte wieder. Die Schwäche seines Mädchens zu benutzen schien ihm unrecht. Sie

Digitized by Google

war ihm so lieb — so unendlich lieb; und dadurch hätte er ihr keine wahre Liebe erzeigt und das unschuldige, reine Verhältniß zu ihr mit einemale vernichtet.

Wie aus einem Traume erwacht fuhr er empor, und nahm Abschied von ihr.

„Auf ewig also?“ sprang weinend Lenore.

„Auf ewig?“ wiederholte er, sich selbst fragend, und die ganze Last des Wortes fühlend. Er empfand, daß ihm dieß nicht möglich seyn würde. Mehrmals wollte er gehn und kehrte immer wieder zurück.

Endlich flüsterte er ihr zu: „in acht Tagen wieder hier um diese Stunde!“ und riß sich schnell aus ihren Armen.

Eilftes Capitel.

Die Verabredung.

Wilhelm versuchte es, Lenoren zu vergessen, und stellte am nächsten Tage allerlei prosai-

Digitized by Google

sche Betrachtungen an, um sich dieß zu erleichtern.

Mag sie so schön seyn, als sie will, dachte er bei sich selbst, sie paßt ja doch für dich nicht; und es giebt ja in der großen weiten Welt noch hundert Andere, die auch körperliche Reize besitzen. Und ihre Seele? Ihr Herz? Auch das hat sie nicht allein. Es giebt der liebenswürdigen Mädchen viele. Es ist am Ende blos Einbildung, daß du glaubst, mit keiner Andern glücklich seyn zu können; es ist die Bezauberung der Liebe, die dich blind macht gegen die Vorzüge Anderer, es ist der Rausch deiner thörichten Leidenschaft, der dich ihr sogar eine Menge von Vollkommenheiten andichten lehrt, die sie vielleicht gar nicht besitzt. Und, sollst du als der einzige geliebte Sohn deinem Vater ein Herzeleid bereiten, das ihn vielleicht früher in die Grube stürzen würde? Sollst du ihn an seiner empfindlichsten Seite, an seinem Stolze, verwunden und seinen Fluch statt seines Segens erndten?

Nach solchen Betrachtungen schien er sich wie von einer langen Thorheit geheilt und nahm sich vor, auch nach Ablauf der acht Tage nicht wiederzukommen. Es war ein regnigter

Tag, er verbrachte ihn mit eifriger Lektüre in den Schriftstellern der Alten und fühlte sich seinem Studium recht aufgelegt. Gegen den Vater erschien er gesprächig und scherzhaft, und erzählte ihm in dem trockensten Tone, wie er von Lenoren Abschied genommen und nun ganz verständig geworden, diese Verirrung seiner Neigung selbst verdamme.

Aber es ist um das menschliche Herz eine wunderliche Sache. Wie schnell wechseln in ihm Freude und Schmerz, Gleichgültigkeit und Empfindsamkeit, Liebe und Haß, Kälte und Gluth! Wie seltsam drängt sich zuweilen ein eisiger Frost mitten zwischen unsre flammendsten Gefühle! Aber der Funke schlummert dann nur; bald bricht er wieder aus; das Eis schmilzt; und verdoppelt lodert das alte Feuer.

So geschah es auch Wilhelm. Am nächsten Tage war ihm ganz anders zu Muthe. Er wußte nicht wie ihm geschah; es befiel ihn eine Sehnsucht, eine Wehmuth, ein heißer Liebesschmerz, der ihn zu verzehren drohte. Es litt ihn nicht im Zimmer. Weit rannte er hinaus, dem Regen und Wind entgegen von den Bergen in's Thal und wieder auf die Berge, aber nirgends fand er Ruhe für seine gepreßte Seele. Er war ganz aufgelöst in Trostlosig-

Digitized by Google

keit und in Strömen mischten sich seine Thränen mit dem Thau des Himmels.

Ach, Lenorens Bild umschwebte ihn wieder mit allen seinen alten Reizen; seine Sophistereien von gestern zersprangen wie Seifenblasen, und die scheinbare Gesundheit seines Geistes war nur die Vorläuferin einer neuen desto heftigern Seelenkrankheit gewesen, wie oft eine dumpfe Stille der Vorbote ist eines nahenden Ungewitters. Lenorens Göttergestalt, ihr himmlisches Auge, ihr süßes Lächeln, der seelenvolle Klang ihrer Sprache — ach Alles, Alles umgaukelte ihn so zauberisch — und die vielen seligen mit ihr verlebten Stunden und tausend holde Erinnerungen umflochten seine Seele mit unwiderstehlichen magischen Banden. Laut rief er ihren theuren Namen, aber er verhallte in taube Luft; voll Sehnsucht streckte er seine Arme aus und flehte zum Himmel, daß er sie ihm zuführen möchte, aber sein Gebet blieb unerfüllt. Das Verlangen nach dem geliebten Mädchen stieg höher und höher, in den folgenden Tagen. Ueberall schweifte er umher, in der Hoffnung, sie einmal zu finden; aber es wollte ihm nicht glücken. Ja er ging sogar mehreremal an der Pfarre vorüber und sah nach den Fenstern; doch nie

zeigte sich da etwas. Nur eben vom Schlosse aus, von wo er sonst immer durch ein Fernrohr nach ihrem Fenster geschaut und sie dort oft sich herauslehnen und heraufblicken gesehen hatte — nur von da erkannte er in der Ferne die liebe Gestalt des Mädchens und auch das weiße Tuch, mit welchem sie ihm einigemal einen Gruß zuwinkte.

Die acht Tage wurden ihm zu einer Ewigkeit. Endlich waren sie vergangen und der erwartete Abend sank hernieder. Mit klopfendem Herzen schlich er aus dem Schlosse und eilte hinab in's Thal nach der Stelle, wo er sie das letztemal gesehen hatte. Fast glaubte er sie nicht zu finden. Ach dann wäre er in Schmerz vergangen. Lange wartete er. Es wurde dunkler und dunkler. Schon wollte er verzweifeln, als er mit einemmale eine Gestalt in weißem Gewand erblickte. Welch ein Jubel! Sie war es!

Stürmisch flogen sie zusammen und begrüßten sich mit einem langen glühenden Umarmungskusse. Sie hatten tausend Fragen an einander; sie wußten nicht wo sie anfangen und aufhören sollten.

„Ach wie hast Du's nur ertragen können, mir so lange fern zu bleiben?“ frug Wil-

Digitized by Google

helm; „Du mußt mich doch nicht so lieb haben wie ich Dich, sonst wärst Du das nicht im Stande gewesen!“

„Es war ja Dein Wille, Geliebter,“ entgegnete Lenore, „den zu erfüllen mir schwer genug geworden ist. Ich wollte nicht zudringlich seyn, und ob ich gleich vor Sehnsucht zu sterben gedachte.“

„Zudringlich?“ fiel ihr Wilhelm in die Rede. Das klingt ja, als ob wir uns erst seit gestern kennten! O meine Lenore, Du hast mir durch Dein Entferntbleiben Tage bereitet, die ich fast nicht überleben konnte! Ich sehe nun, daß ich ohne Dich nicht zu seyn vermag; so lange will ich Deinen Anblick nie wieder entbehren. Wir müssen uns nicht täglich sehen! Es ist mir unmöglich, dem Verbote meines Vaters nachzukommen; ich müßte darüber zu Grunde gehen!“

Lenore rieth ihm zwar, sich durch den fernern Umgang mit ihr nicht den höchsten Zorn seines Vaters zuzuziehen; sie sagte, sie habe es sich bedacht, daß sie beide darüber unglücklich werden könnten, und es sey eigentlich ihr Vorsatz gewesen, heute nicht zu kommen; sie habe die ganze Woche hindurch emsig gearbeitet, um weniger an ihn denken zu können

und sey auch nicht spazieren gegangen, um ihn nicht zu sehen und an ihn erinnert zu werden.

„Und so wäre Dir's denn also wohl möglich, mich zu vergessen, Mädchen?“ frug Wilhelm etwas spitzig.

„Freilich sind mir die Thränen oft auf meine Stickerei heruntergelaufen,“ fuhr Lenore fort, „und mein Geist war am Ende ganz dumpf und leblos. Und ich glaube, wenn das so fortgegangen wäre, so würde ich wohl am Ende — ach, Wilhelm! Du hast keine Ahnung von den Schmerzen, die ich um Dich gelitten habe! Je mehr ich mir vornahm, Dich zu vergessen, desto mehr mußte ich nur an Dich denken, und je anhaltender ich Dir dießmal körperlich fern blieb, desto anhaltender war ich Dir im Geiste nahe.“

„O meine Lenore,“ rief Wilhelm aus, „jetzt sehen wir erst, daß wir einander unentbehrlich sind! Diese kurze Trennung zeigte uns die Quaalen einer längern, und die Fürchterlichkeit einer ewigen. Aber nun laß uns zusammenhalten, fest und treu! Nun sollen uns weder Menschen, noch Schicksal, noch Tod und Leben scheiden!“

Lenore erzählte, wie schwer es ihr gewor-

den sey, sich heute aus dem Hause zu stehlen. Wie sollten sie nun ihre fernern Zusammenkünfte einrichten? Während des Tages ging es nicht an, da sie nun überall Lauscher befürchten mußten. Denn durch die Zunge des geschwätzigen Jägers war die Geschichte überall in Umlauf gekommen und die Aufmerksamkeit der Leute doppelt auf sie gelenkt worden. Es mußte also in der Dunkelheit geschehen. Aber auch des Abends war es Lenoren nicht gut möglich, sich weit von dem elterlichen Hause zu entfernen. Der bequemste Ort schien deßhalb der Pfarrgarten, dessen Mauer sich leicht übersteigen ließ und wo Lenore an den Sommerabenden verweilen konnte, ohne Verdacht zu erregen. Dorthin versprach Wilhelm zu kommen. Weder die beiderseitigen Eltern, noch sonst irgend Jemand durfte von nun an das Geringste erfahren. Sie mußten ihren fernern Umgang ganz geheim halten.

Dießmal schieden sie mit der frohen Hoffnung, einander oft wiederzusehen.

Digitized by Google

Zwölftes Capitel.

Neue Schäferstunden und ihr Ende.

Beinah täglich saß nun Lenore in der Dämmerung, unter dem Vorwande, die schönen Sommerabende zu genießen, draußen in dem Pfarrgarten, wo sie ihres Wilhelms nicht lange zu harren brauchte. Er stieg gewöhnlich auf eine dichtbelaubte Linde und blieb dort so lange versteckt, bis er Lenoren allein noch im Garten wußte. Leicht gelangte er von dem Baume auf die Mauer und von dieser hinab zu der Geliebten, mit der er in der Hollunderlaube süße Stunden verlebte.

Der alte Pfarrer, der früh um fünf Uhr aufstand, war gewöhnlich des Abends müde und ging jedesmal mit dem zehnten Glockenschlage zu Bett. Seine Frau mußte ihm dann folgen, um ihn dann nicht durch späteres Nachkommen im Schlummer zu unterbrechen, da er behauptete, wenn er einmal gestört worden sey, so könne er nicht wieder einschlafen. Auch Lenore würde sich in die Regel des Vaters haben fügen müssen. Doch sie schlief

schon seit mehrern Jahren in einem nach dem Garten herausgehenden Zimmer allein, wo es Dieben leicht möglich war einzubrechen, ohne daß man es auf dem andern Flügel der Pfarre, wo die Eltern ihr Schlafgemach hatten, bemerkt haben würde. Den Eltern war es daher recht, daß Lenore Muth genug besaß, dort zu bleiben, und Gefahr für die Tochter war gerade weiter nicht zu besorgen, da sie durch eine Klingel ihre Eltern gleich erwecken konnte. Daß Lenore ihre Einsamkeit mißbrauchen und einen Liebhaber einlassen würde, durften sie bisher nicht besorgen, denn sie hatte noch keinen, den sie besonders begünstigte, und wäre dieß selbst der Fall gewesen, so hätten sie ihrer Tochter das doch nicht zugetraut.

Jetzt hatte sich der letzte Umstand freilich geändert. Aber eben weil sie Lenoren nichts Arges zumutheten, so ließen sie es bei der alten gewohnten Einrichtung, die um so nöthiger erschien, da gerade in dieser Periode mehrere Beispiele von räuberischen Einbrüchen in der Nähe vorgekommen waren. Sie hatten zwar noch eine Köchin, aber diese mußte im Erdgeschosse schlafen.

Auch bei Wilhelm hatten die nächtlichen Besuche keine großen Schwierigkeiten. Da er

Digitized by Google

täglich in der Stadt war und dann auf dem Rückwege zu Lenoren eilte, so war dieß nicht so auffallend, als wenn er sich erst des Abends aus dem Schlosse geschlichen hätte. Selbst wenn er mitunter erst in tiefer Nacht nach Hause kam, wußte er sich leicht mit dem Verweilen in einem heitern gesellschaftlichen Kreise oder auf sonst eine Art zu entschuldigen. Im Falls einer genauern Nachfrage war Freund Linden instruirt, die Wahrheit seines Vorgebens zu bestätigen.

Und so genossen denn die Beiden wieder eine Zeitlang ruhig und sicher die Stunden der reinsten und seligsten Liebe, die ihnen unentbehrlich geworden waren. Wenn sich Lenore noch nicht im Garten befand, so gab ihr Wilhelm durch ein dreimaliges Klopfen an den Fensterladen das Zeichen seiner Gegenwart. Der Mond, von dem die Dichter so viel Rühmens machen, war jetzt ihr schlimmster Feind. Sie fürchteten sich jedesmal vor der Periode seines Zunehmens, und freuten sich auf die Zeit, wo er wieder abnahm und ihnen mit seinem verrätherischen Strahl keine Entdeckung drohte.

Ihr Bund wurde immer enger, zärtlicher, wärmer und fester. Wilhelm kam immer spä-

ter nach Hause. Und daraus entstand bald neues Unheil.

Augustе von Hohenburg hätte vor Eifersucht vergehen mögen, als sie das erste Gerücht von Wilhelms traulichem Umgange mit Leonoren vernahm. Es ließ ihr nicht Ruhe. Erst sann sie darauf, sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, und wenn es gegründet wäre, wie es anfangen, um das Liebesverständniß von Grund aus zu zerstören. Zu Beiden bot sich ihr in dem Jäger Curt das passende Werkzeug dar. Es war Augusten unerträglich, sich eine Pfarrerstochter vorgezogen zu sehen. Sie empfand daher eine außerordentliche Freude, als sie Curt benachrichtigte, wie er das Paar entdeckt und durch seine geheime Anzeige bei dem Major für immer getrennt habe. Curt erhielt von ihr sogleich die andre versprochene Hälfte der Belohnung. Aber Augustens Besorgnisse waren noch nicht gehoben. Sie dachte sich es im Voraus als wahrscheinlich, daß der Major in seinen Sohn dringen würde, sich baldigst mit ihr zu vermählen, aber auch, daß Wilhelm alle mögliche Ausflüchte machen und den Umgang mit Leonoren dennoch ganz insgeheim fortsetzen würde. Und deßhalb bat sie den schlauen Jäger von neuem, ein scharfes Auge

auf Wilhelm zu haben, und was er Auffallendes an ihm bemerkte, ihr mitzutheilen.

Sehr bald hörte sie von Curt, wie Wilhelm gewöhnlich erst immer in später Nacht nach Hause komme. Dieß schien ihr sehr verdächtig. Curt hatte schon öfters an den Orten umherspionirt, wo er das Liebespaar früher mehrmals belauscht hatte; aber ohne Erfolg. Da Wilhelm jetzt immer von der Stadt aus und erst bei Nacht, dabei auch mit viel größerer Vorsicht zu Lenoren ging, so hielt es jetzt weit schwerer, ihm auf die Spur zu kommen.

Daß er Lenoren besuchte, das war Augusten und dem Jäger ausgemacht, aber ihn zu ertappen, das wollte nicht gelingen. Auguste feuerte den Spürgeist Curts durch neue Geldversprechungen an. Zwar sah sie, wenn sie zuweilen mit Wilhelm zusammentraf, wie wenig sich dieser aus ihr machte und wie schwache Hoffnung vorhanden sey, daß er ihr jemals seine Hand reichen würde.

Aber so ist die Eifersucht. Selbst dann, wenn sie verzweifeln muß, den Gegenstand ihrer Neigung jemals zu besitzen, ja wenn sie sogar seinen Haß und seine Verachtung sieht, so hat sie doch ihre hölliſche Lust daran, ihn

Digitized by Google

von dem zu trennen, was er liebt. Das soll er wenigstens nicht haben, dann ist sie ruhig.

Curt hatte Wilhelm schon vielemal aufgelauert. Auf der Straße von der Stadt her kam er niemals. Er mußte also Seitenwegs einschlagen. Curt postirte sich daher an die Nebenpfade in's Gebüsch. Indeß wechselte Wilhelm ab mit seinen Wegen und so half ihm denn immer ein glücklicher Zufall, daß er dem Jäger nicht in die Hände lief.

Endlich aber traf es doch einmal. In der Dämmerung sah Curt eines Abends einen Menschen aus dem Gehölz hervorkommen, der ihm durch sein öfteres Stillstehen und ängstliches Umherblicken schon aus der Ferne auffiel. Und richtig, als er sich näherte, erkannte er Wilhelm in ihm. Jetzt ging er an dem Gebüsch, hinter dem Curt stand, vorüber. Der Jäger verhielt sich mäuschenstill, aber dachte: warte nur, nun wollen wir dich schon fangen! Er ließ Wilhelmen noch ein Stück voraus und dann erst folgte er behutsam, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Da der Mond gerade schien, so konnte er ihm sehr gut mit den Augen folgen.

Wilhelm ging außen um das Dorf herum — der Jäger immer nach. Es dauerte

Digitized by Google

nicht lange, so sah er ihn an der Mauer des Pfarrgartens auf dem Gottesacker, der unmittelbar dabei gelegen war. Wie gewöhnlich stieg Wilhelm, nachdem er noch einigemal umhergeblickt, auf den Lindenbaum, und von da hinab in den Garten.

Und was hatte Curt zu thun? Er stieg ihm behutsam nach, um recht genau zu erfahren, was nun Wilhelm beginnen würde. Einmal in den Garten gelangt, glaubte sich Wilhelm völlig sicher, und eilte sogleich nach der Laube, wo Lenore seiner harrte. Curt schlich immer näher und näher; sie hörten's nicht; er stand eine Zeitlang dicht hinter der Laube; die Glücklichen bemerkten's nicht. Er spitzte sich sehr darauf, der Zeuge von Etwas zu werden, was er bei einem solchen Liebesverständniß als nothwendig voraussetzte. Aber so genau er horchte und so scharf er sie beobachtete, so entdeckte er doch nicht das, was er bei seinen roh-materiellen Begriffen von Liebe vermuthete. Im Gegentheil aus den Reden Wilhelms und Lenorens ersah er, daß ihre Neigung stets engelrein und unschuldig geblieben seyn mußte. An Zärtlichkeiten, Schwüren und Küssen fehlte es nicht, aber so lange

Digitized by Google

er auch wollte, über dieses Ziel hinaus wollten sich die Liebenden nicht versteigen.

Jetzt sprach Wilhelm vom Fortgehen. Da durfte also Curt nicht länger zögern. Leise schlich er nach der Mauer zurück und eilte, als er ausserhalb des Gartens war, schnell nach dem Schlosse, um Wilhelm zuvorzukommen. Hatte er sich doch nur wenigstens überzeugt, daß der verbotene Umgang noch fortbestand, und das war ja genug, um ihm die versprochenen Belohnungen zu sichern. Da er selbst von dem Major geheime Instruktionen hatte, auf Wilhelm zu achten — besonders seit einiger Zeit, wo der Vater neuen Verdacht geschöpft, war ihm dieß wieder eingeschärft worden — so hatte er dießmal weniger Bedenken, wieder den Angeber zu machen, was er morgen zu einer gelegenen Stunde zu thun beschloß.

Wilhelm kam bald nach und entschlummerte zu seligen Träumen, ohne eine Ahnung von den traurigen Stunden, zu denen ihn die neue Sonne erwecken sollte.

Curt brachte seine Entdeckung schon mit dem frühsten Morgen bei dem Major an, mit eben der Schlauheit und Scheinheiligkeit wie das erstemal, und auch mit eben der Bedingung, nämlich daß seine Verrätherei

Digitized by Google

verschwiegen bleiben sollte. Der Major war außer sich vor Zorn, da er sich von seinem Sohne abermals hintergangen sah, und setzte ihn heftig zur Rede.

„Wilhelm," hob er an, „Du hast nicht Wort gehalten!" und seine rollenden Augen drohten nichts Gutes.

„Wie so, mein Vater!" fragte Wilhelm bestürzt.

„Du versprachst mir," fuhr der Major fort, Dich nie wieder mit der Pfarrerstochter einzulassen, und nur unter dieser Bedingung gab ich Dir nach, als Du Dich weigertest, Auguste von Hohenburg zu heirathen. Aber Du hast Lenoren wieder besucht, und hast sie oft besucht."

„Wie kommen Sie auf diesen Verdacht? Verführet Sie etwa ein leeres Gerede der Leute?"

„Kein bloßer Verdacht! Kein leeres Gerede!" entgegnete der Vater mit steigendem Zorne. „Ich habe Gewißheit! Ich weiß Alles, daß Du, wenn ich Dich noch in der Stadt glaubte, den Pfarrgarten übersteigen, ganze Stunden bei dem Mädchen zugebracht und mit ihr getändelt hast —"

Wilhelm hätte läugnen können, aber sei-

lassen und überströmender Freude war zu wenig mit der Verstellungskunst vertraut.

„Nun ich will Sie nicht täuschen, bester Vater!“ sagte er. „Ich will bekennen, daß ich mir eine Kraft zutraute, die ich nicht besaß, und daß alle meine Vorsätze der Gewalt meiner Leidenschaft erliegen mußten. Ja, ich bin bei Leonoren gewesen, bin täglich bei ihr gewesen, aber der Himmel ist mein Zeuge, daß mein Umgang mit ihr stets unschuldig blieb! Ach lassen Sie sich erweichen, seyn Sie nun auch nachgiebig, da ich so offen bin! Ich hätte das Mädchen entführen können, aber ich wollte weder an Ihnen noch an ihr schlecht handeln, ich bin ja von den reinsten, edelsten Absichten beseelt; ach so geben Sie mir Ihren Segen zu der Verbindung mit ihr! Auf meinen Knien bitte ich Sie darum!“

„Ich bin kein Freund von Romanscenen!“ entgegnete düster und rauh der Major. „Steh auf, toller Mensch und verliere kein Wort mehr in dieser Sache! Du kennst meine Gesinnungen und die Thränen eines ungehorsamen Knaben können nur meinen Zorn mehren, aber meinen festen Charakter nicht erschüttern. Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, das führe ich durch! Du heirat-

theil nun ohne Zögern Augusten, und damit Punktum!“

Wilhelm bat und beschwor seinen Vater in den erschütterndsten Ausdrücken und mit den rührendsten Gebehrden; aber er blieb hart wie Fels.

„Bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwör' ich Sie, theuerster Vater, machen Sie mich nicht unglücklich! Ohne die Leonore ekelt mich das Leben an! Reißen Sie sich doch los von einem Vorurtheile, dessen Festhaltung mich in Verzweiflung stürzt! Das Mädchen ist ja so schön, gut und liebenswürdig — o so lassen Sie sich doch nur bewegen! Reißen Sie mir das Herz lieber aus, als daß Sie mir das Mädchen nehmen! Frühling, Sommer, Freundschaft, Reichthum, alle Schätze und Freuden der Erde sind mir ohne Leonoren Moderduft und die ganze Welt ein Grab! Mit ihr ist sie mir dagegen ein Paradies und das Leben Seligkeit — darum, theuerster Vater, zum letztenmale mit blutigen Thränen fleh' ich zu Ihnen, verlangen Sie nicht, daß ich ihr entsagen soll! Geben Sie zusammen, was für einander geboren ist! Die ewige Natur ist älter als unsere Adelsbriefe und das menschliche Herz bequemt seinen Schlag nicht nach

Digitized by Google

dem todten, starren Mechanismus des Herkommens und der Convenienz! Bedenken Sie, was Sie thun, wenn Sie der Pflanze den Sonnenstrahl rauben, der sie nährt, und lernen Sie aus den gebrochenen Tönen meiner Sprache — erkennen, daß ein — so harter — Schlag — den ganzen Bau — meines Wesens — zertrümmern muß!"

So sprach Wilhelm über. Aber eiskalt blieb der Major. Er glaubte so am besten die Heftigkeit seines Sohnes abzustumpfen.

„Du zwingst mich," sagte er, „Dich nun künftig wie einen Schulknaben zu halten, wenigstens so lange, bis Du mit der Auguste von Hohenburg verheirathet bist. Denn muß ich bei diesem Wahnsinn der Leidenschaft nicht befürchten, daß Du dennoch Deinen Umgang mit Lenoren fortsetzen wirst? Aber nein, Du sollst mich nicht wieder betrügen! Nicht aus dem Schlosse laß' ich Dich nun, als bis Du mit Augusten verlobt bist, und widerstrebst Du oder versuchst zu entfliehen, so folgt mein Fluch Dir nach und ich enterbe Dich!"

Nach diesen Worten ging der Vater mit festen Schritten aus dem Zimmer und ließ Wilhelm mit zerschmetterter Seele allein.

Digitized by Google

Dreizehntes Capitel.

Der Major und der Pfarrer.

Der Major ging jetzt aus dem Schlosse und wendete sich geradewegs nach der Pfarre. Erhard wunderte sich, als er den Kirchenpatron so früh zu sich kommen sah. Lenoren durchflog sogleich eine üble Ahnung und sie entfloh mit besorgtem Herzen.

„Herr Magister," begann der Major, „ich habe dießmal über eine sehr ernste Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen. Sie beschenkten mich jüngsthin mit Ihrer ganzen Ohrfeigerie und ich sah darin in den ersten Augenblicken den Beweis einer Ergebenheit und Liebe, den Ihnen aufs Reichlichste zu vergelten mir angenehme Pflicht seyn sollte. Doch nun durchschaue ich Ihre Absicht! Sie gedachten mein Herz zu bestechen; aber was Sie mir ablisten wollten, Magister, das ist mir nicht so niedrigen Kaufes feil. Ich habe schon dafür gesorgt, daß Ihnen heute Ihr Geschenk zurückgeliefert wird!"

In Fällen, wo ihm etwas überraschend

kam, war der alte Erhard gewöhnlich sehr konfus und spielte dann öfters eine komische Figur. Auch dießmal, wo freilich die Sache sehr ernst war, stand der gute Pfarrer ganz konsternirt da und sah dem Major in die Augen, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können.

„Der weiß nicht, was Sie wollen, gnädiger Herr," nahm die Pfarrerin, beinahe zwischen ihren Mann und den Major tretend, die Rede; aber ich verstehe Sie desto besser. Es ist nicht edel von Ihnen, daß Sie ein Geschenk, welches Ihnen mein Mann aus dem Leben heraus und aus wahrer Liebe zu geben hat, so mißdeuten und da unlautere Absichten vermuthen, wo nur die wärmste und reinste Ergebenheit die Quelle war!

„Kupplerin! Daraus, daß Sie mich so schnell verstehn, ja eben daraus sehe ich, daß meine Vermuthung ganz richtig ist," versetzte der Major in hoher Leidenschaft. „Ihr wollt eine Predigerfamilie seyn und duldet solchen Unfug in Euerm Hause? Gelegenheitsmacher und Verführer seyd Ihr, die Verführer meines Sohnes, den Ihr mit dem Närrchen Euer Tochter an Euch lödertet und mit gefangen zu haben vermeint! Aber daraus wird

nichts! So lange der alte Treuwfels lebt, soll kein solcher Greuel die Geschichte seines Hauses schänden!"

Der Major hatte viel gesagt und war nun auch dem Pfarrer verständlich genug geworden. Der alte Mann zitterte vor tiefer Erschütterung über die Ausdrücke, die ihm in die Seele schnitten; doch suchte er seine Fassung äußerlich zu bewahren. Die Pfarrerin wollte Heftigkeit mit Heftigkeit erwiedern, aber Erhard gebot ihr Schweigen und begann selbst ruhig aber mit nachdrücklichem Ernst zu sprechen.

„Herr Major," sagte er, „Sie verzeihen gnädigst, Sie haben jetzt, um mich auf das Gelindeste auszudrücken, sehr übereilt gesprochen."

„Wie? Was? Uebereilt?" fiel ihm von neuer Hitze erglühend der Major in's Wort.

„Um Gotteswillen, greif Dich nur nicht so an, mein Kind!" ermnnerte die um ihren Mann besorgte Frau den Pfarrer.

„Nein, gar nicht!" versetzte seine Bewegung verbergend Erhard und fuhr gegen den Major fort:

„So wahr ich einst selig zu werden hoffe, und so wahr ein Gott im Himmel lebt, Herr Major, kann ich Ihnen versichern, daß ich von

einem Umgange Ihres Herrn Sohnes mit meiner Lenore nicht das Mindeste gewußt habe. Erst von Ihnen erfahre ich es und weiß noch nicht, ob ich es glauben soll. Denn meine Tochter ist —"

„Ist eine Buhlerin!" fiel ihm der Major heftig in die Rede.

Die Pfarrerin wollte wieder auffahren, aber Erhard hielt sie zurück.

„Gott verzeihe Ihnen das unbedachte Wort," sagte er zu dem Major; „aber nach der guten Erziehung, die ich dem Mädchen gegeben habe und nach der genauen Kenntniß, die ich als Vater und als Prediger von ihrem Herzen und ihren moralischen Eigenschaften besitze, muß es mich sehr kränken, meine Lenore mit einem so herabwürdigenden Namen gebrandmarkt zu sehen. Doch ich halte das Ihrer Leidenschaft zu Gute."

„Was? Er wagt es, mir von Leidenschaft zu reden, Er Grobian?" versetzte der Major noch erhitzter. „Er will mich Lügen strafen, Er scheinheiliger Heuchler? Er sollte froh seyn, daß Er mir das Brod zu verdanken hat und nicht mucksen, wo ich ein Wort spreche, Er widerbellender Bengel!"

Jetzt riß auch Erhardn endlich die Geduld.

„Mein Herr Major, hören sie mich, das ist zu viel für einen Mann, der die Achtung aller edlen Menschen besitzt. So schimpflich lasse ich mich nicht von Ihnen behandeln. Schon meine Würde als Mensch will das nicht dulden, und noch weniger meine Würde als Geistlicher. Ich bin nicht gewohnt mich im Staube zu schmiegen vor den Hohen der Erde! Ich lasse mir nicht das Wort verbieten, was meine Pflicht mir zu sprechen gebeut. Ich will Ihre Anzüglichkeiten nicht mit Anzüglichkeiten erwiedern. Aber meine Frömmigkeit je zu einer Larve gemacht zu haben, bin ich mir nicht bewußt, und die Wahrheit je zur Lüge umgestempelt zu haben, dieser Sünde klagt mich mein Gewissen auch nicht an, und wenn ich Ihnen mein Brod verdanke, so ist es traurig genug, daß die Geistlichen von den Gnade der Reichen abhangen. Sie haben mich alten Mann schrecklich behandelt; Sie zeigen, daß Sie mich für gar nichts achten. Fragen Sie Ihr Gewissen, und es muß Ihnen sagen, daß Sie mir zu viel gethan. Denn Sie haben mich ohne Prüfung und Beweise verdammt. Aber wer da richtet, der wird einst wieder gerichtet werden, und wer die Unschuld unterdrückt, wie soll dessen Schuld vor Gottes Thron

bestehen? Wenn Sie sich einst auf dem Sterbebette nach der Gnade des Ewigen sehnen und Ihre Härte und Ungerechtigkeit Sie zu dem Allgütigen begleiten, dann wird er sein Angesicht von Ihnen wenden und Ihrem Flehen sein Ohr verschließen!"

Der Major war eins von den hitzigen Temperamenten, die in ihrem Aufbrausen leicht Jemanden Unrecht thun, aber dann auch bald ihren Fehler erkennen und bereuen. Des Pfarrers Rede hatte ihn tief erschüttert, und er fing an zu fühlen, wie sehr er sich an dem alten Mann vergangen hatte.

„Lieber Magister," hob er an, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in der Leidenschaft zu viel gethan habe. Ich weiß, mein Zorn reißt mich zuweilen zu weit fort. Jeden Ausdruck, der Sie beleidigte, nehm' ich zurück. Lassen Sie uns mit möglichster Ruhe über die Sache sprechen."

„Dazu bin ich sehr gern bereit," versetzte Erhard, „und ich hoffe, so werden wir weiter kommen. Und das bitte ich vor allen Dingen, schenken Sie einem Manne Glauben, dem stets die Wahrheit heilig war, und der mit gutem Gewissen beschworen kann, daß er von der Bedürfung seiner Tochter keine Kenntniß hatte!

so wenig Kenntniß, daß er dieselbe noch jetzt sich kaum als möglich denken kann! Aber bringen Sie dafür Beweise, so seyn Sie überzeugt, daß ich sogleich Anstalten treffen werde, meiner Tochter ein ähnliches Vergehen für immer unmöglich zu machen!"

Der Major erzählte hierauf, wie sein Wilhelm von Jemand (den Namen nannte er nicht) bei Lenoren im Pfaargarten belauscht worden sey, und wie er selbst seine Besuche und seinen vertrauten Umgang mit ihr eingestanden habe. Wie er von Liebe zu dem Mädchen brenne, wie ihn die Leidenschaft fast seines Verstandes beraube, und wie der Sohnes Narrheit drohe des Vaters schönste Plane zu zerstören.

Erhard hörte mit wirklichem Erstaunen zu, und die Pfarrerin wenigstens mit scheinbarem — denn ihr war die gemachte Entdeckung nicht so ganz neu. Die steigende Verwunderung und der Zorn des Pfarrers über Lenoren trugen zu klar den Stempel unterstellter Natürlichkeit, als daß der Major nun nicht hätte erkennen sollen, daß Erhard nichts um den geheimen Umgang des Paares gewußt haben könne. Der Pfarrer versicherte, daß er selbst von ungleichen Ehen nichts halte, und sich,

Lenoren betreffend, von einer Verbindung der Art nie habe träumen lassen.

Nach Beseitigung aller Mißverständnisse und völliger Verständigung wurde von beiden Seiten beschlossen, auf gleiche Weise zu verfahren. Wilhelm sollte ein adliches Fräulein, und Lenore einen Mann von ihrem Stande heirathen. Dieser Plan sollte in seiner Ausführung möglichst beschleunigt, dem liebenden Paare jeder fernere Umgang auf das Schärfste untersagt und alle ihre Schritte auf das Genaueste bewacht werden. Der Major hatte schon bei Wilhelm das Seinige gethan; und der Pfarrer wollte nicht ermangeln, nun auch Lenoren vorzunehmen und ihr seinen ganzen Zorn erfahren zu lassen.

Nach diesen getroffenen Maaßregeln bat der Major Erhard und die Pfarrerin nochmals recht sehr um Verzeihung der übereilten Reden, die er im ersten Zorne und in einem falschen Wahne ausgestoßen, und so schieden beide Theile von einander versöhnt, verständigt und beruhigt.

Vierzehntes Capitel.

Das Lebewohl.

Wohin eilt ihr hin, ihr Sonnentage des Lebens? Und vor allem ihr, ihr süßen Stunden der Liebe? Mit holdem Lächeln tretet ihr einmal vor den jungen Menschen und reicht ihm eure schönen Blumenkränze und streut ein seliges Morgenroth auf seinen Pfad. Da wandelt er mit der Geliebten seines Herzens durch leuchtende Gefilde, und tiefer rührt ihn das Lied der Nachtigall, und neue wundersame Gefühle ziehen ein in seinen Busen — alle Engel des Himmels steigen zu ihm nieder und das Bild des Schöpfers tritt ihm nach in dem geliebten Geschöpf und alle göttliche Empfindungen durchstrahlen wie goldne Sterne und Sonnen das menschliche Herz — es glüht und blüht und schimmert und leuchtet Alles in und außer ihm. Er schläft unter Blumen bei heiterm Himmel am Hügel ein und hält die Hand der Geliebten in der seinigen und selige Träume umtanzen sein trunknes Haupt — da braust auf einmal der Sturm — er er-

macht — der Himmel ist schwarz — kalt der heulende Orkan — und erbleicht das Grün — und verstummt der Ton der Nachtigall — und ach! fort, fort das holde Wesen, das ihm Alles war, und Alles Nacht, was Tag und Alles Wildniß, was Paradies war, und er sitzt allein und verlassen am Hügel und des Todes Ahnung haucht durch seine Seele! Ach, ihr schönen Stunden der Liebe, warum seyd ihr so kurz, als schön? Warum kommt ihr einmal entflogen, so selten zum zweitenmale wieder?

Wilhelms Stimmung war schrecklich. Alle seligen Momente, die er mit Leonoren verlebt hatte, bohrten sich wie Schwerdter in seine Brust, alle süßen Erinnerungen der vergangenen Tage waren ihm Gifte, die mit Todesqual sein Inneres zerrissen. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß des Lebens höchste Freude nun für ihn dahin seyn solle, und ach! dahin auf ewig! Denn wie ein schreckendes Gespenst stand hinter dem Schleier der nächsten Zukunft die Gestalt, die sein Lebensglück morden sollte für immer, — es war die gehaßte Auguste von Hohenburg. Ihr sollte er sein edles Selbst opfern und einer Person die Hand reichen,

die sein Herz verwüstende. Nein, er mochte überlegen, so viel er wollte, das war er nicht im Stande; eher wollte er sein Leben enden, als es in so erbärmlicher, ewiger Verkümmerung weiter hinschleppen.

Auf die rechte Hand das Haupt gestützt, saß er da, Verschiedenes brütend. Aber alle seine Gedanken wogten wie ein trübes Chaos durcheinander — die Sonne leuchtete herrlich zu den Fenstern herein — aber in seiner Seele war es Nacht. Bald sann er und sann und strengte alle geistigen Kräfte an, um einen Ausweg zu erdenken — bald saß er wieder da wie geistig erstorben und versunken in ein einziges großes unendlich düsteres und schmerzliches Gefühl. Dumpfheit und Verzweiflung lagen ihm vor der Stirn; er fragte nach keiner Zeit — er dachte nicht an Essen und Trinken. So saß er stundenlang fast ohne Regung — bald weinend in stummem Schmerz — bald thränenlos in dumpfer Gleichgültigkeit.

Endlich griff er halb mechanisch nach einem vor ihm liegenden Zeitungsblatte. Er hatte es schon gestern gelesen, aber in diesem Augenblicke wußte er nichts von seinem Inhalt. Da fiel ihm auf den ersten Augenblick der Name „Friedrich in's Auge — und mit

Digitized by Google

einen Takt war es Licht in ihm. Oft schon war ihm die Brust kühn erschwollen, wenn er von dem großen König las und er hatte einen dunkeln Drang nach hohen Thaten gefühlt; jetzt trieb ihn die Verzweiflung mit der Begeisterung im Bunde. Er sprang wild auf, als gerade sein Vater hereintrat.

„Was hast Du, Wilhelm?“ fragte dieser, über das heftige Wesen seines Sohnes befremdet.

„Ich will in den Krieg!„ versetzte dieser. „Noch heute will ich fort!“

„In den Krieg willst Du?“ wiederholte sein Vater mit Staunen. „Wie kommst Du so plötzlich auf den Gedanken?“

„Ach lassen Sie mich, mein Vater!“ bat Wilhelm; „ob ich hier zu Grunde gehe oder dort, das ist ja einerlei!“

Aergerlich sagte der Major: „ich kann mir nichts Erbärmlicheres denken, als wenn ein Mensch voll Jugend, Kraft und Feuer vom zu Grunde gehen spricht. Diese Jugend soll ja erst recht mitten hinein in's Leben, diese Kraft soll sich entwickeln, und das heilige Feuer im Busen erst auflodern zur vollen, lichten Flamme!“

„Nun auch das, wenn Sie wollen, Va-

[illegible] versetzte Wilhelm. „Nehmen Sie es so: ich stürze mich in's Gewühl und da werden vielleicht Kräfte in mir erwachen, die noch schlummern; ich gehe, und komme als ein Neugebornen wieder.“

„Du kommst vielleicht aber auch gar nicht zurück!“ sagte in dumpfer Ahnung der Major.

„Dann hätten auch Sie ewig daheim bleiben müssen,“ entgegnete Wilhelm. „Wenn jeder mit seinem Leben so kleinherzig kargen wollte, wo fände das Vaterland seine Vertheidiger? Und wo gewönnen wir Ruhm und Ehre, wenn wir nichts einsetzen wollten? Nein, mein Vater, lassen Sie mich dahin, wohin mich der Geist treibt!“

„Ja, wenn's der Geist wäre, der Dich triebe,“ versetzte der Major, dann würd' ich sagen, zieh hin, mein Sohn, und Gott mit Dir! Aber so seh ich, was Dich spornt, ist nur die Verzweiflung — die Verzweiflung um ein Mädchen“ —

„Ha,“ fuhr Wilhelm auf, „stören Sie nicht tiefer in diese Wunde! Und wenn auch die Verzweiflung ihren Antheil an diesem Entschlusse haben sollte“ —

„Ich werde Dich ungern aus meiner Nähe verlieren,“ sagte der Vater mit dem Tone

innerer Bewegung. „Ich hatte mir es so schön geträumt, meinen einzigen Sohn, den ich bei Gott väterlich liebe, um mich zu haben und ihn mit einem holden weiblichen Wesen mir den Rest meiner vielleicht noch kurzen Tage versüßen zu sehen — der Major stockte und eine Thräne trat ihm ins Auge. Nach einer Pause setzte er wehmüthig hinzu: „Wilhelm, willst Du mir den schönen Traum zerstören?“

„Sie haben mir mehr als einen zerstört, Vater,“ entgegnete Wilhelm, nicht bitter, sondern melancholisch.

Beide schwiegen wieder.

Dann hob Wilhelm von neuem an:

„Wollen Sie mir denn jeden freien Schritt im Leben verwehren, Vater? hier bei Ihnen kann ich ja doch nicht bleiben mit dem zerrissenen Herzen — hier würde der Gram mich gewiß verzehren — dort ist mein Loos wenigstens noch ungewiß — hier würde ich Ihnen das Leben nicht versüßen können, wo ich selbst der Ruh und Heiterkeit nicht schmecke — dort vermöchte ich's doch vielleicht, Sie zu erfreuen, wenn ich als braver Krieger Ruhm erwürbe. Ach hier erinnert mich ja Alles an das, was ich vergessen soll; hier fragt mich jeder Berg und jeder Hügel und jeder Baum, „was feh-

Digitized by Google

let dir, den wir so oft froh gesehn?" Darum lassen Sie mich hinweg aus diesen Umgebungen, die meinen Kummer nähren! Andere Gegenstände, neue Menschen, das bunte Leben des Kriegs — das wird mich zerstreuen und der Drang nach Ehre vielleicht diese Leidenschaft der unglücklichen Liebe aus meiner Seele verdrängen. Sie haben mir so oft von den Schlachten erzählt, die Sie mitgefochten — alle unsere Ahnen waren tapfere Helden — und ihr Blut rollt auch in meinen Adern. Jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist, wo so viele Nationen sich auf dem Kampfplatze regen und unser großer König wieder zu seinen Fahnen ruft — soll ich da schläfrig meine Tage verträumen? Soll ich feig der Ruhe fröhnen? Soll ich nicht auch werden, was die Treuenfelse seit Jahrhunderten gewesen sind?"

Der Major sann ein Weilchen nach. Des Jünglings Begeisterung, sein bei der Rede höher blitzendes Auge und die Erwähnung der ruhmbedeckten Ahnen hatte ihn ergriffen. Er überlegte sich, daß Wilhelm in dem Kriege Lenoren am ersten aus dem Sinne verlieren und gewiß Thaten vollbringen würde, die auch auf den Vater glänzend zurückstrahlten. Dazu kam, daß er dem siegreichen Friedrich mit Leib

und Seele ergeben war und wohl selber nochmals unter ihm mit in's Feld gezogen wäre, wenn es ihm sein hohes Alter erlaubt hätte. Genug er mochte den Sohn nicht länger abhalten und begann jetzt gegen ihn:

„Nun, Wilhelm, so bereit Dich denn! Du hast Recht, und ich will Dich selbst nun dazu treiben.“

So war es denn beschlossen und augenblicklich begannen die Zurüstungen zur Reise. Wilhelm hatte erst denselben Tag noch fort gewollt; aber ein Etwas hielt ihn noch zurück. Er mußte Lenoren noch einmal sehen, deßwegen verschob er den Aufbruch bis morgen.

Er kramte des Nachmittags noch viel unter seinen Papieren und verbrannte ganze Stöße von Schreibereien, die er nur für sich selbst bestimmt hatte, daß sie nicht, wenn er etwa nie wieder käme, einem herzlosen Leser in die Hände fallen möchten. Auch waren darunter viele Briefchen von Lenoren, die er oft in ihrer Gegenwart gelesen hatte. Denn sie schrieben sich auch bei ihrem täglichen Zusammensein, weil man sich schriftlich vieles sagen kann, was mündlich gar nicht geht, wie das auch wieder umgekehrt der Fall ist.

Bei einem solchen Umherstöbern, wenn man

in Begriff steht, von einem Orte zu scheiden, wird einem oft recht wehmüthig zu Sinn. Man wird durch die Betrachtung so vieler bunter Gegenstände und so mannichfacher stiller Herzensergießungen an alle die frohen und trüben Stunden erinnert, die man da verlebte, von wo man nun mit unbestimmten und vielleicht düstern Ahnungen hinweggeht. Wilhelm dachte immer: „in demselben Strome schwimmst du niemals wieder! das Alles ist dahin für ewig!“ und manche heiße Thräne quoll dabei aus seinen Augen.

Als er seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, schrieb er noch ein Paar Zeilen an Lenoren und bat sie um eine letzte Zusammenkunft. Ein Mensch im Dorfe, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, übernahm das Geschäft, sich auf der Pfarre einen Verwerb zu machen und Lenoren das Briefchen zuzustecken. Und besonders glücklich traf es, daß heute der Pfarrer und die Pfarrerin zu Verwandten gereist waren. Lenore hatte wegen Kränklichkeit zurückbleiben müssen. Sie war also diese Nacht mit der Köchin allein im Hause. Bald kam der Bote zu Wilhelm zurück und brachte die erwünschteste Antwort.

Und Wilhelm selbst hatte ja noch an vie-

Digitized by Google

len Orten in der Stadt Abschied zu nehmen. Dies lieh ihm einen Vorwand, jetzt fortzueilen und erst spät zurückzukommen. Freilich mußte er wegen des Vaters seinen Plan mit der größten Vorsicht ausführen.

Nachmittags ging er erst hinaus, um noch einmal die liebe Gegend zu sehen, der er nun Lebewohl sagen sollte. Ach ihm war die Seele so voll und das Herz so schwer, als er auf der höchsten Bergspitze stand, von der er so oft süß träumend in die labyrinthischen Krümmungen der sich sanft fortwölbenden Thäler hinabgeschaut! Die Wälder standen heute so still vor ihm — kein Vogel sang — eine träge Hitze ruhte auf den Fluren — und er dachte mit inniger Sehnsucht an die kühligen Schattenufer des Stroms, wo er Lenoren zum erstenmale allein gefunden und dann so oft mit ihr gesessen. Auch nach dem traulichstillen Fleckchen eines Haines wandte sich sein Blick, wo er gleichfalls an einem murmelnden Quell oft heimlich mit ihr geweilt hatte. Die süßen Oertchen grünten und blühten und blieben wie vorher — und der Fluß rauschte ewig so fort und das Dörfchen und das Schloß behielten ihre gewohnte Stelle — nur er sollte fort! nur ihn traf das Loos der Trennung.

Er weinte bittere Thränen — sein Herz zuckte in blutendem Schmerz. Schmeichelnd spielten die Lüfte mit seinem Haar und wehten ihm balsamisch kühlend um den wunden Busen, und die himmlische Bergluft mischte reine Erquickung in seinen Athem — der Aufblick in das unendliche Blau riß ihn auf Momente weit über all den unter ihm wirbelnden irdischen Tand empor — es wurde ihm auf Augenblicke innig wohl und leicht — aber immer wieder erwachte bald die Empfindung seines Schmerzes.

Endlich ging er herab und wandte sich nach der Stadt. An der Straße dahin wartete ein treuer Diener, der ihn in den Krieg begleiten sollte, mit dem Pferde.

Er eilte, so sehr er konnte, mit seinen Abschieden und verweilte dann noch bei seinem Freunde Linden, welcher, da er gegenwärtig noch ohne eine Anstellung lebte, sogleich beschloß, Wilhelm zu dem preussischen Heer zu folgen. Morgen früh sollte ihn Wilhelm zum gemeinschaftlichen Aufbruche abrufen.

Erst in der Nähe der Dämmerung ritt Wilhelm wieder zurück. Der gefährliche volle Mond zeigte sich schon am Himmel. Aber heute konnte er den verrätherischen Freund

Digitized by Google

doch nicht verwünschen, denn sein sanfter Strahl stimmte so ganz zu seinen wehmüthigen Träumereien.

Es war jetzt in der Mitte des August. Die Tage hatten schon sehr abgenommen und als er gegen neun Uhr das Dorf erreichte, lagen die von der Erndtearbeit ermüdeten Landleute schon meistens im Schlummer. Er durfte dießmal so leicht keinen Lauscher befürchten. Aber Lenore erkannte ihn sogleich, als er nicht weit von der Pfarre vorbeiritt. Sie sah aus dem Fenster, wie er sich nach dem Gottesacker wandte, dort das Pferd an einen Baum band und hierauf wie gewöhnlich die an den Kirchhof stoßende Gartenmauer überstieg. Er harrte auf sie eine ganze Weile; sie kam nicht. Es mußte sie etwas hindern. Eine Viertelstunde verging, Endlich zeigte sie sich in dem nach dem Garten herausgehenden obern Fenster und flüsterte herab, er solle nur noch ein wenig warten, bis die Köchin schlafe; denn ihr sey nicht zu trauen.

Wilhelmen wurde jeder Augenblick zu lang, so glühend sehnte er sich, sein Mädchen zu umfangen. Schon war die neunte Stunde längst vorüber und sie wollte immer noch nicht erscheinen. Endlich — endlich knarrte die

Gantenthür leise und Lenorens holde Sylphengestalt schwebte im Mondschein durch die Gänge daher nach der traulichen Laube, der Stätte so vieler seliger Stunden. Ungestüm flog er ihr entgegen — Brust preßte sich an Brust und Mund an Mund — und so verharrten sie mit hochanpochenden Herzen lange in sprachloser glühender Umarmung.

„Ach, Lenore, könnte ich an Deinen Küssen sterben!“ lispelte Wilhelm schwärmerisch.

„O Geliebter, wie sollen wir ohn' einander leben?“ seufzte Lenore.

„Das ist also die letzte, allerletzte Stunde für diesesmal!“ hob Wilhelm wieder an. „So laß sie uns denn auch recht ausgenießen! Du hast wohl viel leiden müssen um meinetwillen, theuerste Lenore?“

„Fürchterlich,“ versetzte sie, „war der Zorn meines Vaters, der von unserer Liebe keine Ahnung hatte. Er will mich zwingen, nun zu heirathen — aber ich thu' es nicht! Ich bleibe doch Dir treu. Und ich hoffe auch, vielleicht werden wir auch in Zukunft zuweilen uns noch sehen. Wahre Liebe läßt sich nicht scheiden, Wilhelm; sie fand ja den Weg in Kerker und über Meere; und sollten wir, die

Digitized by Google

mehr einander so nahe wähnen, sollten wir nicht —"

„Ach, Lenore," unterbrach sie Wilhelm — und Seufzer erstickten seine Rede.

„Du hast wohl noch etwas Anderes auf dem Herzen!" sagte Lenore. Doch komm nur! komm in die Laube, daß nicht ein Späherauge uns erblickt! Und dort sage mir es! Entdecke mir Alles, was Dir fehlt!"

Wilhelm folgte Lenoren in die Laube und sie setzten sich schweigend neben einander nieder.

„Warum willst Du nicht reden?" frug Lenore von neuem! „was ist es, das mir zu sagen Dir so schwer fällt?"

„Nun es muß seyn!" versetzte Wilhelm. „Du träumst, Mädchen, daß ich Dir ferner nah seyn werde, und geistig werde ich's auf ewig seyn, aber körperlich — ach, Lenore, die irdischen Gestalten sollen nicht mehr bei einander seyn, Auge soll nicht mehr in Auge sehn und die Hand die Hand nicht mehr drücken und Lippe die Lippe nicht mehr berühren und Herz nicht mehr an Herzen schlagen —"

„Wie meinst Du das?" frug düster Lenore.

„Ich gehe morgen in den Krieg!" sagte Wilhelm, die Hand vor die Stirn haltend.

„In den Krieg?" wiederholte sichtbar zu-

Digitized by Google

sammenschreckend und erbleichend Lenore. „In den Krieg?“

— „Ja, theure Lenore,“ versetzte Wilhelm fest; „es ist beschlossen. Oder soll ich lieber hier bleiben und mit Auguste von Hohenburg mich vermählen? Das müßt' ich sonst, und da will ich lieber fort und Dir treu bleiben.“

Wilhelms Entschluß fiel Lenoren schwer auf's Herz; sie brach in einen Strom von heißen Thränen aus.

„Ach dann wirst Du mich vergessen!“ seufzte sie; dann, ach dann — kannst Du nicht dann auch im Kampfe fallen?“

„Mit Freuden will ich's, wenn es seyn soll,“ sagte Wilhelm; „ich kann mein Blut nicht schöner als für das Vaterland und Friedrich vergießen. Aber vergessen? nein vergessen werd' ich Dich nicht, so lang ein Athemzug in dieser Brust ist, und auch nach dem Tode nicht, wenn es ein andres Leben giebt; Treu bleib' ich Dir, Lenore, treu bis in den Tod! Das schwör' ich Dir bei dem Heile meiner Seele!“

Lenore konnte vor Weinen nichts erwiedern als: „mein Wilhelm! ach mein Wilhelm!“

Wilhelm tröstete sie, indem er ihr einzu-

Digitized by Google

neben suchte, der Schritt könne zu ihrem Heile dienen; seines Vaters harter Sinn könne schmelzen, wenn er vielleicht mit Ruhm gekrönt zurückkehrte und dann eine neue Bitte wagte — sein Vater könne ja auch sterben — (obgleich es traurig sey, daß er ein Unglück wünschen müsse um ein Glück zu erlangen) — und dann sey er ja frey. Dann stehe nichts seiner Verbindung mit ihr entgegen.

Lenore beruhigte sich ein wenig auf diese Vorstellungen, und Wilhelm, selbst hoffend, bemühte sich auch ihr diese goldne Hoffnung ihrer dereinstigen Vereinigung noch weiter auszumalen.

Ach wie so sanft und friedlich und selig lächelnd strahlte der klare Mond hernieder! Wie ruhte der dunkelblaue Himmel so liebend auf der Erde! Wie Alles so traulich und still umher!

Leise nur wiegten sich die Spätblumen des Gartens im Hauch der Abendluft, kaum hörbar bebten die Blätter der Pappeln, und nur von Zeit zu Zeit strich wie der Athem eines nahenden Geistes ein etwas stärkeres Rauschen durch die Gebüsche und Zweige der nacht- und licht-durchwebten Bäume. Romantischer schaute das erhabene Schloß von dem Berge nieder,

Digitized by Google

da der Mondschein seine Fenster und Mauern magisch versilberte — und stärker brauste das Wehr des Flusses, da sonst Alles schwieg und nur das Zwitschern der heimlichen Grillen in ununterbrochener Gleichförmigkeit fortzirpte.

Der wunderbare Geist der innigen Nacht drang tiefer und wärmer in die Seelen der Liebenden — sie vergaßen über der Seligkeit der Gegenwart die Schmerzen, die der Zukunft galten. Tausendmal drückte Wilhelm Lenoren an sich — immer zärtlicher — immer heftiger — Minutenlang sog er ihrer Lippen Süßigkeit und athmete ihr wieder im Wechselhauche sein ganzes glühendes Wesen ein. Wo die Herzen so flammen, und wo das Ende der Nacht vielleicht die ewige Trennung bringt — wo die Begierde so lang gezügelt wurde — wo alle Reize einer schönen Sommernacht die glühende Empfindung noch exaltiren, da sinkt freilich selbst die Unschuld leicht in ein Vergessen ihrer selbst, da ist es beinah ein Riesenwerk, wenn vollblühende und lodernde Jugend nicht strauchelt. Tausend andern Liebenden würde in dieser Lage etwas Menschliches begegnet seyn — es wäre dieß der gemeine Gang der Dinge gewesen, in dessen Schilderung sich die Legion der gewöhnlichen

Romanschreiber so sehr gefällt und den selbst die Besten unter ihnen mit Liebe verfolgen.

Aber es wäre doch wahrhaftig nicht gut, wenn nun der Mensch durchaus die Grenze überspringen, wenn Alle ohne Ausnahme in der Versuchung erliegen müßten. Nein, der Edlere besitzt eine moralische Kraft, die selbst im Rausche des sinnlichsten Zaubers nicht geblendet und überräubt wird — und wie mächtig des winkenden Entzückens Lockung sey, er bleibt doch besonnen genug, ihr zu widerstehen.

Auch dießmal hielt Wilhelmen die idealische Natur seiner Liebe vor ihrem gemeinen Ausgange zurück. Ja er hätte für Lenoren nicht mehr so empfinden können, wenn er sie zu der Niedrigkeit des großen Haufens herabgesunken gesehen hätte. Das Aufsodern der sinnlichen Gluth erbleichte vor dem heiligen Feuer großer, himmlischer, ewiger Empfindungen, die in den letzten, ernsten Augenblicken in reiner Erhabenheit in ihm emporstiegen. Die geistige Schwärmerei trat an die Stelle der Körpergluth.

„Lenore," hob er an, „ich muß nun scheiden! Schon naht die Mitternacht —"

„Ach, warte, warte noch!" bat Lenore.

Digitized by Google

„Nur noch ein Weilchen laß uns in dem letzten süßen Traume schwelgen!“

Sie umfaßte sein liebes Haupt mit beiden Händen und ließ ihre brennenden Thränen auf seine Wangen rinnen.

Wilhelm tröstete sie wieder und sagte:

„Wenn wir auch hier nie verbunden würden, so werden wir es doch gewiß dort oben. Das menschliche Leben ist ja so bald vorüber — die Jahre werden rinnen wie Tropfen — und dann — ach dann welche Wonne, wenn wir uns drüben wiederfinden über den schönen Sternen, wo niemand unsern Frieden stört, wo wir einander angehören in alle Ewigkeit!“

Noch länger verlor sich Wilhelm in Phantasien über das Jenseits und sie kamen auf das Kapitel vom Wiedererscheinen nach dem Tode.

„Wenn ich sterbe,“ sagte Wilhelm, „gewiß, meine Lenore, gewiß, wenn es mir die Gesetze der andern Welt erlauben, dann erscheine ich Dir! Wirst Du dann vor mir erschrecken? Wenn mein Bild dann traulich und freundlich vor Dich träte, so wie ich jetzt vor Dir stehe —“

„Ein süßer Schreck würde es mir seyn!“

Digitized by Google

versetzte Lenore. „Ach wenn Du stirbest, Wilhelm, ich bitte, dann thu' es! Erscheine mir!“

Sie schwuren sich unter heißen Küssen und Umarmungen nochmals ewige Liebe und Treue und Wilhelm wollte nun aufbrechen.

„Aber Du kommst nicht wieder!“ seufzte Lenore, in trauriger Ahnung ihn zurückhaltend.

„Ja ich komme wieder!“ versicherte Wilhelm; „Ich habe Dir's ja geschworen!“

„Aber wenn Du den Heldentod im Kampfe stirbst?“ wandte Lenore mit bebender Stimme ein; „Wilhelm, wenn Du fällst —?“

„Auch dann komm' ich wieder!“ sagte Wilhelm langsam und feierlich.

„Nun so leb' denn wohl und vergiß Deine Lenore nicht! Ein Trost ist mir, daß ich Dein Bild besitze!“

„Auch ich habe ja Dein Bild!“ erwiederte Wilhelm. Ich will es auf und in dem Herzen tragen. Was sollen wir also noch zögern? Das erschwert nur den Abschied! So leb' denn wohl, treues Herz!“

Ein langer Abschiedskuß trennte sie. Wilhelm stieg über die Mauer nach dem Hintergrund des Gottesackers, wo er sein Pferd angebunden hatte.

Es war ihm schauerlich, über die Gräber

zu gehen. Die Thurmglocke schlug eben zwölf Uhr. Unheimliche Gedanken flogen ihm durch die Seele. Es ergriff ihn eine unbegreifliche, seltsame Angst; er getraute sich lange nicht aufzublicken und vorwärts zu schreiten. Endlich erhob er die Augen und welch ein Schreck!

Es stand ihm plötzlich eine männliche Gestalt gegenüber, in der er — Gott! sein eigen Bild erkannte. Er glaubte erst, seine Phantasie täusche ihn; er sah weg, und wieder hin — und er sah nochmals ganz klar und deutlich — sich selbst. Ein kalter Schauer rieselte durch alle seine Gebeine — sein Haar sträubte sich in die Höh — er stand regungslos, wie in den Boden gewurzelt. So vergingen mehrere Minuten. Er war wie vom Donner gerührt, denn er gedachte des Aberglaubens, daß es dem Menschen, der sich selbst sehe, seinen Tod bedeute. Die Gestalt verharrte regungslos wie er. Endlich ermannte er sich.

„Spuk der Hölle!“ rief er, und stürzte auf den Doppeltgänger los — und da war er mit einemmale verschwunden. Da er die Erscheinung nicht mehr sah, wurde er gefaßter, und erklärte es sich als eine zuweilen schon vorgekommene und nach den Gesetzen

Digitized by Google

der Physik vielleicht hier unter dem Ausdünstungen der Gräber leichter möglich Luftabspiegelung, wovon er mehrere Beispiele gelesen hatte.

Ohne Säumen eilte er zu seinem Rappen, schwang sich hinauf und ritt nun an der Mauer dahin. Lenore hatte sie erstiegen, um ihn noch einmal zu sehen. Sie reichte ihm nochmals die Hand, bog sich an dem Baum noch zu einem letzten Kuß herab — noch ein Lebewohl! — und Wilhelm sprengte von dannen.

Funfzehntes Capitel.

Zittau und Kleist.

Sommer und Herbst waren vergangen. Wilhelm hatte das Treffen bei Lowositz mitgemacht und sich dabei so tapfer gezeigt, daß ihn der König Friedrich zum Obristlieutenant ernannte. Auch Carl von Linden hatte Muth und Klugheit bewiesen und war zum Ritt-

Digitized by Google

meister avancirt. Nach Gefangennehmung der 14,000 Sachsen bei Pirna kamen beide nach Zittau in die Winterquartiere.

Durch das Geräusch des Kriegslebens mit seinen mannichfaltig wechselnden Erscheinungen war Wilhelm zerstreut und erregt worden. Besonders hatte der Anblick des großen Königs, dem er nun schon näher bekannt worden war, mächtig auf seine Seele eingewirkt. Sogleich als er den einzigen Helden zum erstenmale von Angesicht zu Angesichte schaute, durchzuckte ihn ein neuer Geist, ein kühnes heroisches Feuer. Die weichern Eigenschaften seiner Seele traten in den Hintergrund; sein Hang zu süßen Schwärmereien verlor sich; seine Neigung zu dem tändelnden poetischen Nichtsthun, sein Schwelgen in zärtlichen, schwermüthigen Empfindungen, dem er in der letzten Zeit so sehr nachgehangen — das Alles wich mit einemmale dem Durst nach Thaten, der männlichen Begeisterung für König und Vaterland. Alle großen Gedanken, die ihn einst bei der Lektüre eines Xenophon, Herodot, Livius und Cäsar beseelten, wachten jetzt wieder in ihm auf und wurden noch mächtiger belebt durch die Gesänge der deutschen Dichter, die den großen Friedrich feier-

Digitized by Google

ren. Die heldenmüthigen Krieger Selbitz, Winterfeld, Keith, Ziethen und Schwerin leuchteten ihm wie Sonnen, in deren glorreichen Bahn er sich gezogen fühlte. Ihnen nachzueifern, ihnen einst gleich zu werden, das war jetzt sein glühendstes Bestreben.

Nicht als ob er dabei seine Lenore vergessen hätte. Nein, oft an stillen Abenden, wenn des Tages Getümmel vorüber war und die friedlichen Sterne vom klaren Himmel freundlich niederlächelten, da träumte er sich mit fort über die Berge und Ströme, die ihn von Lenoren trennten; da sah er im Geist das stille Dörfchen und den Fluß und das Thal und die Pfarre und das Schloß — da wandelte er an die Gottesackermauer und stieg in den Garten, und schlich lauschend nach der Laube. Und da phantasirte er sich vor, wie Lenore in der Laube saß und schmachtende Lieder sang zu den Tönen der Guitarre, und dann abbrach und seufzte und die weißen Arme ausstreckte und sehnsuchtsvoll des Entfernten Namen rief. Oft auch in den Stunden, wenn Linden neben ihm saß und der Freundschaft heilige Gluth beide weicher stimmte, dann wenn Wilhelms

Haupt an des Freundes Brust ruhte und sie dachten, wie leicht der morgende Tag ihre treuen Herzen für diese Welt von einander trennen könnte — dann lispelte Wilhelm wohl auch Lenorens Namen und bat Linden, wenn er etwa fallen sollte, ihr sein letztes Lebewohl zu bringen. Er hielt sein Wort, er trug ihr Bild auf und in dem Herzen. Nur konnte er ihr jetzt nicht mehr sein ganzes Leben und Seyn widmen; das Andenken an sie beschränkte sich nur auf seine einsamen und müßigen Stunden. Und auch diese wandte er zum großen Theil auf das Studium der Kriegswissenschaft und das Lesen von historischen Werken, was seinen Geist beschäftigte und befeuerte.

In Zittau war er bei einem Tuchmacher einquartirt. Dieser hieß Böhme und war ein thätiger und dabei lustiger Mann. Er hatte eine Vorliebe für das Militair und für den König von Preußen und sah daher Wilhelm sehr gern bei sich. Und auch seine zwei Töchter, ein Paar allerliebste Mädchen, mochten an ihm kein Mißfallen finden, ob sie gleich noch jung waren und die Empfindungen der Liebe kaum erst zu ahnen anfingen.

Wilhelm befand sich in dem Hause des

Digitized by Google

Tuchmachers sehr wohl, so daß er, als er sein einstweiliges Quartier verlassen und zu einer benachbarten adlichen Familie auf dem Lande ziehen sollte, es doch vorzog, hier zu bleiben, wo er ungenirter war und bequemer entweder ganz sich selbst nachhängen, oder an den Stadtvergnügungen Theil nehmen konnte. Er hatte ein reinliches Zimmer mit einer überaus angenehmen Aussicht nach dem Oybin. Auch ein guter Tisch fehlte nicht. Denn Böhme war sehr wohlhabend, und schon seine Korpulenz und feisten, rothen Backen zeigten, daß das Essen und Trinken ihm nicht für der Güter letztes galt. Dabei bot Wilhelmen die an historischen Werken reiche Rathsbibliothek die schönste Gelegenheit, seinen Hunger nach der Geschichte zu sättigen, die jetzt bei ihm fast alle andern Studien verdrängte. Nur mitunter dichtete er etwas, was meistens an Lenoren gerichtet war. Diese kleinen Poesien übersendete er ihr und schrieb ihr häufig, indem er die Briefe an den Kaufmann Schütze addressirte, der Erhard sehr gut kannte. Auch Wilhelm stand mit Schütze sehr vertraut und hatte ihm am letzten Abend, wo er in der Stadt Abschied nahm, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit seinen ganzen Um-

Digitized by Google

gang mit Lenoren entdeckt. Schütze hatte den lebhaftesten Antheil an der Sache genommen und sich gern bereitwillig gezeigt, die von Wilhelm kommenden Briefe heimlich an Lenoren zu besorgen. Von Lenoren erhielt Wilhelm jetzt, da sie seinen Aufenthalt wußte, jedesmal sehr bald Antwort. Seine Entfernung hatte ihre Sehnsucht nach ihm nur noch erhöht; sie schmachtete nach seiner Wiederkehr. Die ersten Tage nach seiner Entfernung waren ihr fürchterlich gewesen; und nur nach und nach hatte sie sich etwas beruhigt. Die Eltern, die Anfangs Miene machten, sie schnell zu einer Heirath zu drängen, ließen sich um so leichter zur Nachgiebigkeit bewegen, da sie sehr zweifelten, daß der junge Treunfels in der Ferne noch ernstlich an ihre Lenore denken und noch länger andere vortheilhaftere, ihn lockende Verbindungen verschmähen würde. Die Verheirathung Lenorens brauchte wenigstens nicht eilig zu geschehen, weil der Krieg jetzt noch sehr weitaussehend war. Insofern hatte Lenore jetzt keine Unannehmlichkeiten zu ertragen.

Doch zurück zu Wilhelm! Er hatte bereits acht Wochen in Zittau verlebt und fing an, sich dort sehr wohl zu gefallen. Den Tag

Digitized by Google

über studierte er fleißig und des Abends war er entweder vergnügt mit dem gesprächigen Böhme und seinen Töchtern, oder befand sich glücklich mit seinem Freund von Linden und dem Dichter Ewald von Kleist, dessen interessante Bekanntschaft er zu machen Gelegenheit hatte, da dieser gerade auch hier in Winterquartieren lag. Die drei waren fast täglich zusammen und schlossen das engste Freundschaftsbündniß. Sie nannten sich unter einander nur Ewald, Wilhelm und Karl.

Die Aehnlichkeit des Schicksals und gleiche Gesinnungen zogen Wilhelm mächtig zu dem Hauptmann von Kleist hin. Dieser stand zwar schon in den gereiftern männlichen Jahren; aber sein Herz war ja das eines Dichters, und folglich auch eines Jünglings; er fühlte noch ganz so lebhaft und glühend wie Wilhelm; ja Wilhelm hatte noch keinen Menschen gefunden, der ihn so bis in's Innerste verstanden hätte. Selbst Linden konnte das nicht; denn ob er schon kein kalter Verstandesmensch war, so fehlte ihm doch jene innige zarte, unergründliche Gemüthlichkeit, und jener dichterische Anhauch von Schwermuth, den Wilhelm an Kleist, und dieser wieder an Wilhelm fand. Dazu kam, daß eigentlich Beide

Digitized by Google

keine reine Neigung zum Soldatenstande empfanden, sondern durch ähnliche Umstände veranlaßt worden waren, ihn zu ergreifen. Auch Kleist liebte unglücklich, und da bei ihm derselbe Unmuth, dieselbe Verzweiflung eintrat, wie bei Wilhelm, da ihm übrigens noch seine Versuche eine Civilstelle zu erlangen, fehlschlugen, so war er Anfangs in Dänische Dienste getreten, doch sogleich nach dem Regierungsantritt Friedrichs in das Vaterland zurückgekehrt, wo ihn die Bewunderung des großen Königs fortriß, die einmal betretene Laufbahn weiter zu verfolgen.

Wilhelm hatte Kleists Gedichte vielemal gelesen und konnte die meisten davon beinah auswendig. Die eines Theils in ihnen herrschende glühende Begeisterung, der hohe lyrische Schwung, die Erhabenheit und Majestät, und andrerseits wieder damit wechselnde sanfte Schwermuth und zärtliche Empfindung für Natur, Freundschaft und Liebe stimmten so ganz zu Wilhelms eignem Herzen und er hatte schon längst eine Sehnsucht gefühlt, den liebenswürdigen Verfasser des Frühlings kennen zu lernen. Jetzt erfüllte der Zufall seinen Wunsch und machte den edeln Kleist zu seinem innigsten Freunde. O welche selige

Stunden verlebten sie zusammen, wenn sich ihre Herzen aufschlossen und Seele ganz in Seele überströmte! Welch einen andächtigen Zuhörer hatte Kleist an Wilhelm, wenn er sich erbitten ließ, ihm den Frühling vorzulesen! Ach und wenn er an die Stelle kam:

„Du Meer der Liebe, o Himmel,
Du ew'ger Brunnen des Heils! Soll nie dein
Ausfluß mich tränken?
Soll meine Blume des Lebens, erstickt vom Unkraut verblühen?"

wenn er an diese Stelle kam und ihm die hellen Thränen aus den Augen brachen und seine Stimme zitterte und er nicht weiter lesen konnte, wie ergriff das Wilhelmen mit so tiefem, tödtlichem Schmerz, wie überwältigte ihn da ganz das gleiche Gefühl, wie war ihm da bei dem Gedanken an seine Lenore so wehe, und wie wohl war ihm doch auch wieder, daß er den Freund gefunden hatte, der seine Schmerzen theilte und den Zustand seiner Seele ganz auszuempfinden vermochte! Ach dem armen Kleist ging es ja noch schlimmer als ihm selbst! Wilhelm besaß doch Lenorens Herz, aber Ewald liebte ohne Gegenliebe! Das Mädchen, für die er glühte, war seiner Liebe nicht werth; sie trachtete nur nach

Digitized by Google

äußerm Prunk und einem größern Vermögen, als ihr Kleist zu bieten vermochte.

Zwar hatte eine Reihe von Jahren schon Kleists Kummer gemildert; doch nie war in dieser Zeit die Wunde seines Herzens noch ganz vernarbt; es hing ihm immer eine Neigung zur Einsamkeit und Schwermuth an; und jetzt, da er mit Wilhelm zusammentraf, wurde er wieder lebhafter an sein eignes Geschick erinnert, und er fand einen süßen Genuß darin, seiner wiedererwachenden Traurigkeit zuweilen nachzuhängen.

Auch Wilhelm las Kleisten öfters Gedichte von sich vor, die Letzterem so gefielen, daß er ihm rieth, sie doch durch den Druck bekannt zu machen. Aber Wilhelm verstand sich nicht dazu, und alle Bitten blieben vergebens. Ja er drohte sogar damit, nächster Tage, wenn es ihm einmal einfiele, alle seine bisherigen Poesien zu verbrennen.

„Es sind doch nur Versuche" sagte Wilhelm, „und was die Herausgabe von Gedichten anlangt, so habe ich einmal meine Grille. Wer dergleichen drucken läßt, von dem denke ich allemal, er will damit sagen: seht, das kann ich! so klingt's bei mir! und wenn's nun dann nach nichts Besonderm klingt, wenn das Gan-

ze mir ein unvollkommenes Geklimper und Gestümper ist und Niemand auf das Zeug hört, oder wer darauf hört, sagen muß: „der hätte auch mit seinem Geleier zu Hause bleiben können!“ O der Schande! Nein, ich verkröche mich in einem Winkel, wenn mir's so ginge, und traute mich nicht wieder hervor in die Welt!“

Der selbst sehr bescheidene Kleist lobte Wilhelms Bedenklichkeit. „Es wäre gut,“ versetzte er, „wenn Alle, und besonders die Unberufenen so fühlten wie Du, lieber Freund. Aber leider Gottes sind die Stümper gerade immer die Vermessensten, und weil sie zu dumm sind, ihre Fehler zu erkennen, so halten sie alle ihre Schülerversuche für Meisterwerke. Ach die Zahl der Pfuscher wächst von Tage zu Tage, und mir ahnt, es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo beinahe jeder junge Mensch, den einige Fähigkeit zu reimen besitzt, sich für ein Genie halten und seine Produkte in die Welt senden wird. Aber eben um so weniger sollen die Bessern schweigen, damit nicht der Unwürdig-Anmaßende sich hervordränge und ihnen die Palme entreiße.“

Doch Wilhelm ließ sich nicht bewegen. Wie unbesorgt und selbstvertrauend sind

Digitized by Google

gegen Wilhelm die Dichter unserer Tage! Wie anmaßend und kühn umherblickend treten Anfänger auf den Turnierplatz, wo ein Schiller und Göthe den Preis errangen! Wie stolz vergleichen sie sich mit diesen Heroen, und hoffen wohl am Ende gar, sie auszustechen!

Sechzehntes Capitel.

München.

Jetzt kommt etwas für die Mehrzahl der Leser Interessanteres, wodurch sie vielleicht wieder für die Trockenheit des vorigen Capitels entschädigt werden. Denn ich kann sie nun wieder in das Reich der Liebe führen, wo es den meisten von ihnen — ja wohl allen so wohl gefällt.

Erwähnt wurden schon die beiden Töchter Böhmens, aber nur vorübergehend. Jetzt werde ich mehreres von ihnen zu erzählen haben.

Minchen und Röschen waren ein Paar

sehr hübsche Kinder, die erste achtzehn und die zweite siebzehn Jahr alt. Minchen war etwas klein, aber voll und blühend wie eine Rose. Ihr feurig blitzendes Auge ließ auf ein sehr lebhaftes Temperament schließen; aber doch war sie mehr sanft und heiter, als etwas ausgelassen und wild. In ihren Geschäften zeigte sie sich thätig, akkurat, pünktlich und eigensinnig, und in ihrem Betragen etwas still und verschlossen gegen den, den sie nicht näher kannte.

Röschen, die Jüngere, war größer als ihre Schwester und schlanker gewachsen. Ihr Gesichtchen rundete sich schöner als das ihrer Schwester und hatte zwar nicht eine so hohe Röthe, doch war es deßwegen immer auch blühend zu nennen.

Ihr Auge funkelte nicht weniger als das Auge Minchens, aber wieder auf eine andere Art; es lauerte darin eine liebliche, unschuldige Schalkhaftigkeit und eine reizende kindliche Schüchternheit, hinter welcher eine leise Ahnung der Liebe erst fern hervorzublicken schien. Wenn von ernsten Dingen die Rede war, so gab sie oft kein Wörtchen drein; aber es durfte nur etwas Scherzhaftes vorkommen, dann war sie wie durch einen Zauber allemal

zugleich zu Witz und Gesprächigkeit belebt. So genau nahm sie es mit ihren Arbeiten nicht wie Minchen; was sie machte, das betrieb sie leichter und rascher, und freilich dabei mitunter mehr darüberhin. In ihrem Benehmen zeigte sie sich fast noch zurückhaltender und schüchterner als Minchen; aber nur gegen Fremde; gegen Bekannte war sie offen und frei und floß von Neckereien über. Endlich unterschied sie sich noch von ihrer Schwester durch eine grenzenlose Hinneigung zur Musik; wenn es ihr einfiel, so spielte und sang sie ganze Tage lang.

Wilhelm hatte Anfangs die Mädchen fast ganz übersehen. Denn einst that er gern freundlich mit Jeder, die ihm wohlgefiel; aber seit er Lenoren liebte, war bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alle Andere eingetreten.

Auch trug die Schüchternheit der beiden Schwestern dazu bei, eine Annäherung zu verhüten, und, wenn sie Wilhelm sogar gesucht hätte, zu erschweren. Wenn er sich des Abends mit Böhme zuweilen stundenlang unterhielt, so drehte sich das Gespräch meist um Böhme's Lieblingsthema, die Politik und den gegenwärtigen Krieg, und dann saßen die Mädchen

still bei ihrer Nähterei und sprachen leise von andern Dingen.

So hatte das mehrere Wochen gedauert, als Wilhelm allgemach anfing, die beiden Schwestern mit einem höheren Wohlgefallen zu betrachten. Er suchte sie öfter mit in die Unterhaltung zu ziehen, und wenn sie schüchtern mit kurzen funkelnden Blickchen ihn an- und sogleich wieder niedersahen, so traf das seine Augen wie elektrische Flammen. Er ließ Böhmen mehr reden; er schielte öfter weg; und oft hing sein Blick ganz an den Mädchen fest. Beide gefielen ihm fast in gleichem Grade; etwas wärmer empfand er jedoch gegen die Kleine, ob es gleich mit dieser am wenigsten gelang, sie nur auf einen Augenblick von ihrer Arbeit wegsehn zu machen. Minchens Auge wollte jetzt schon länger und öfter auf dem wohlgestalten fremden Offizier, der sich so liebevoll und freundlich zeigte.

Wilhelm machte sich insgeheim Vorwürfe, daß er anfing, nur leise an eine Andere als Leonoren, wenn auch ohne die geringste Absicht, zu denken. Er ärgerte sich über sich selbst, und doch konnte er's nicht ändern.

„Ist denn dieses menschliche Herz so unbeständig gemacht," rief er oft im Stillen aus,

Digitized by Google

„daß es seiner Neigungen nicht einmal Herr ist auf wenige Monate, geschweige denn auf Jahre? Ist alles Reden von ewiger Treue nur Lüge, sind Schwüre nur Possenspiele, ist die glühendste, tiefste, heiligste Empfindung des Busens nun der Anhauch des Momentes, den der nächste schon verweht?“

Aber wie gesagt, er mochte sich gegen seine gegenwärtige Empfindung auflehnen, wie er wollte, sie ließ sich nicht niederkämpfen. Durch das Sträuben wuchs nur seine Neigung für die Mädchen.

„Für die Mädchen? Für Zwei?“ hör' ich verwundert den Leser fragen. Ja, für alle Beide muß ich antworten. Denn eine Doppelliebe kann unter gewissen Umständen sehr gut möglich seyn. Man kann Zweie lieben, wenn man Beide nicht mit der ganzen Heftigkeit der Leidenschaft liebt, und selbst wenn die Leidenschaft ihren ganzen Umfang hat, selbst dann kann sie sich wohl zuweilen auf Zwei richten. Die letztern Fälle mögen freilich seltener seyn, und bei einer solchen Doppelliebe wird man immer entweder mehr noch zwischen Zweien schwanken, oder die Eine von den Beiden schwächer lieben.

Wilhelm betrachtete oft das Bild seiner

Digitized by Google

theuern Lenore, wenn er allein war, und las ihre Briefe, um sich ihrer und der Pflichten gegen sie recht lebhaft zu erinnern. Und sie blieb auch sein höchstes Ideal. Er fühlte sich dann ganz in ihr Andenken verloren und begriff nicht, wie nur eine Andere ihm das geringste Interesse abgewinnen könnte. Aber sobald er wieder die allerliebsten Töchter Böhme's sah, so schwand die Erinnerung an die Entfernte vor der Uebermacht der Gegenwart und Lenore trat wieder in den Hintergrund.

Er fuhr fort, ernstlich mit sich selbst zu rechten; doch wußte er auch sich mit sich selbst zu versöhnen und sein Gewissen zu beschwichtigen, indem er sich überredete, daß er nur mehr ein unschuldiges Wohlgefallen, als eine wirkliche Liebe zu den beiden Mädchen fühle und sich durch ihren Umgang nur gerade die gegenwärtigen Tage versüßen wolle, um sie dann auf ewig zu vergessen und wieder ganz Lenoren anzugehören.

Hat man seinem Herzen nur etwas durch die Finger zu sehen, ach dann findet man tausend Sophismen und Entschuldigungen, um seine Schwäche zu beschönigen. Wilhelm

Digitized by Google

dachte jetzt oft über das Wesen der Liebe nach, beklagte zuweilen, daß man durch ein lästiges Herkommen so ganz ausschließlich nur auf einen einzigen Gegenstand beschränkt werde. Er empfand es jetzt an sich selbst, wie es so natürlich sey, das verschiedene Schöne um sich her mit Lust zu betrachten, zu schätzen und mit Neigung zu erfassen. Die Ehe kam ihm als ein dummer, plumper Zwang vor, der die reizende Vielfältigkeit unserer freien, schönen Empfindungen verkümmerte. Er entwarf sich ein ganz anderes System von der Liebe, um die Verirrung seines Herzens auch vom Kopfe gebilligt zu sehen.

Bei Kleist, gegen den er mitunter etwas davon fallen ließ, kam er damit übel an, und auch Linden, der sein Verhältniß zu Lenoren auf das Genaueste kannte, begriff nicht, wie Wilhelm auf einmal zu diesen neuen Grundsätzen kam. Kleist war so weit gegangen, daß er, von seiner Einzigen verschmäht, den Entschluß gefaßt hatte, sein ganzes Leben ehelos zuzubringen, und da mußte er es sehr sonderbar finden, wenn der von Lenoren wiedergeliebte Wilhelm noch für andere Mädchen viel Sinn haben konnte. Da Wilhelm

Digitized by Google

sah, daß seine Freunde an ihm Anstoß nahmen, so hütete er sich, ihnen sein Innerstes noch weiter zu verrathen und sprach bald wieder einzig und allein von Lenoren und seiner Liebe zu ihr, die auch wirklich bei der Neigung zu Böhme's Töchtern nicht erlosch.

Die jüngste, Röschen, war jetzt zu Verwandten nach Dresden gereist und blieb fast zwei volle Monate aus. Nach ihrer Entfernung fühlte Wilhelm an seiner Unzufriedenheit und Verstimmung noch klarer, daß sie seinem Herzen etwas war. Röschens Abwesenheit hatte jedoch zur Folge, daß sich seine Empfindung für alle Beide jetzt auf das zurückgebliebene Minchen allein concentrirte.

Oft machte er sich darüber heimlich Vorwürfe, daß er sich bestrebte, die noch schlummernde Liebe in der Brust der ganz unschuldigen Mädchen zu erwecken, und in ihr harmlos heiteres Daseyn vielleicht einen Feuerbrand zu schleudern, der die Ruhe ihrer Herzen verzehrte. „Warum ihnen Hoffnungen erregen, die du nie befriedigen kannst?“ fragte er sich selbst. Wozu den stillen frohen Gang ihres Daseyns mit den glühenden Sonnenblicken

Digitized by Google

unterbrechen, denen Wolken und schwere Gewitter folgen werden? Wozu in ihren Seelen eine Liebe zu dir erwecken, die du, wenn sie da ist, grausam wieder zerreißen willst? Nach einem Herzen zu trachten, und, wenn man es besitzt, es wieder von sich zu werfen, ist das nicht tückisch, und ist es nicht widersinnig? Unterhalten mag es, so mit Erreichung eines Ziels zu spielen, aber du solltest auch bedenken, was daraus entstehen könnte."

Aber bald dachte er dann wieder: „warum soll man denn Alles im Leben so ernst nehmen und so ängstlich überlegen? Du hast ja keine böse Absicht; du willst die Mädchen nicht verführen; du willst nur mit unschuldiger Heiterkeit innerhalb der erlaubten Grenzen ihres süßen Umgangs genießen. Wenn er Lenorens Bild beschaute, so konnte es ihm nicht einfallen, diese jungen, noch unausgebildeten, erst aufknospenden Mädchen mit der herrlich aufgeblühten Rose zu vergleichen, und so dachte er denn: „ein Spiel soll's mit ihnen seyn, ein poetisches Spiel, und nichts weiter!"

Ganz nach und nach näherte er sich daher Minchen mehr und mehr, ohne Anfangs sonderliche Fortschritte zu machen. Aber eben

Digitized by Google

das erhöhte seinen Eifer. Er hatte öfters gelesen, daß es kein Mädchen gebe, welches für Liebe nicht empfänglich wäre und von irgend einer Seite sey auch denen, welche ganz gleichgültig schienen, beizukommen. Minchen kam ihm oft sehr geradehin und trocken vor, und er wollte manchmal bei ihr verzweifeln. Aber wenn er ihr ins Auge blickte, so glaubte er doch darin etwas zu lesen, was auf versteckte Wärme des Herzens deutete. Und bei immer näherer Bekanntschaft brachte er es doch dahin, daß sie an seiner Unterhaltung ein recht sichtbares Vergnügen fand. Auf einmal fiel es ihm ein, ihr etwas zu ihrem gerade herannahenden Geburtstage zu schenken.

Früher hatte sie es immer für Spott gehalten, wenn ihr Wilhelm sagte, wie gut er ihr sey. Sie erwiederte ihm dann, daß ein so reicher adlicher Herr an einem so geringen Mädchen, wie sie, wenig Gefallen finden könne. Aber die Geschenke hatten sie auf einmal ganz umgewandelt, und ein kleines Gedicht, das sie begleitete, erhöhte noch ihren Eindruck. Immer hatte sie es Wilhelm abgeschlagen, wenn er um einen Kuß bat, und ihn mit Gewalt zu nehmen, war eben so we-

Digitized by Google

nig gelungen, da sie sich stets sträubte und rasch entschlüpfte.

Eines Abends fand er sie, als er in das untere Zimmer kam, ganz allein. Der Vater war ausgegangen und wollte unter einigen Stunden nicht wiederkommen. Minchen erschrak ein wenig, als sie ihn kommen sah. Doch sein freundlicher Gruß, seine sanfte einschmeichelnde Sprache, sein unbefangener Frohsinn, mit dem er ihr allerlei zu erzählen anfing, benahmen ihr bald jede Befangenheit.

Er setzte sich ihr gegenüber; er rückte immer näher. Das Mädchen schien ihm heute so reizend, wie noch nie. Dieses blaue, milde, offne Auge, das öfters, wenn sie mit ihm sprach, einige Momente lang fest auf dem seinigen ruhte, nicht frech, sondern so rein-liebevoll und sanft hingegeben, ach das Auge gefiel ihm so sehr! Es ließ ihm tiefe Blicke in des Mädchens Seele thun, und diese Seele schien ihm so ganz voll süßer kindlicher Unschuld. Er bat Minchen, ihn einmal recht lange unverwandt anzusehen. Minchen that es. In welche stille, reizende Unergründlichkeit versank da Wilhelm! Wie war ihm das Mädchen so räthselhaft, und wie verstand er sie doch bis in's Innerste der Seele! Seine

Digitized by Google

Augen füllten sich während des Anschauens endlich unwillkührlich mit Thränen einer wunderbaren Rührung — ach, und auch Minchens Blicke wurden feucht.

„Laß mich noch ein wenig in Deiner Seele lesen, Du gutes Mädchen!“ bat er, als sie wegsah. Sie ließ ihn nicht vergeblich flehen.

Dießmal war er ihr wieder näher gerückt — Gesicht war fast dicht vor Gesicht, als er mit einemmale schnell den brennendsten Kuß auf die Rosenlippen des süß-erschrockenen Mädchens drückte. Sie war überrascht und wollte zürnen, und doch vermochte sie nur wenig zu widerstreben, als er schnell einen zweiten folgen ließ.

Sein Stuhl stand jetzt unmittelbar neben Minchen ihrem, und die angenehme Wärme des Mädchens, die sich ihm mittheilte, ach, wie that sie ihm so innig wohl! Er schlang nach und nach seinen Arm um ihren Leib und die muthwillige Hand gleitete während süßen verliebten Flüsterns spähend über die Fülle der lieblich-gerundeten Formen, denen sie begegnete.

Niemand lügt geläufiger als ein Jüngling im sinnlichen Rausche der Liebe. Oft reden da eben nur die Sinne, und das Herz [illegible]

mit. Wäre Alles, was Wilhelm in der Trunkenheit jetzt schwatzte, Wahrheit gewesen, so hätte es übel gestanden um die arme Lenore. Freilich handelte er nicht recht; denn auch Minchen war er Wahrheit schuldig, so gut als Lenoren.

Es thut uns leid, daß wir so manchem Moralisten die Lektüre dieses Romans dadurch verkümmern müssen, daß wir in Wilhelm nicht ein ganz reines, hohes Muster der allerstrengsten Sittlichkeit und Treue aufstellen können und Dinge von ihm zu berichten haben, die zwar eben noch nicht böse sind, aber doch an ihm irre machen können. Indeß diese Leute mögen bedenken, daß wir Menschen zu schildern haben, und daß wohl Engel, aber nicht irdische Geschöpfe, ja die guten Leute selbst nicht einmal, allen ihren eignen hohen Anforderungen durchweg zu entsprechen die Fähigkeit besitzen. Kann Wilhelm nicht immer ein edler Mensch bleiben, wenn er sich auch einmal auf eine Zeitlang vergißt? Wird er dadurch zum Verbrecher, wenn er unser aller Schwäche theilt? Und sündigt er denn so schwer, wenn er einmal mit einem liebenswürdigen Mädchen kos't, ohne deßhalb die Grenze zu überschreiten?

Digitized by Google

Im Leben geschieht das tausendmale, und im Leben geschieht noch mehr, und da macht man wenig daraus; warum nimmt man's in einem Romane so streng, der ja das wirkliche Leben schildern, der ihm einen Spiegel vorhalten soll?

Genug, Wilhelm war ein Mensch und als solcher seiner eignen Verirrungen fähig, wie wir alle, und selbst die Heiligsten, der unsrigen.

Zärtlich drückte er Minchen die Hand und sagte ihr, wie herzlich er sie liebe. Sie sah ihn mehrmals mit einem unbeschreiblichen Blicke an, mit einem Blicke, in dem sich immer noch leise Zweifel und das süße Lächeln des seligsten Glückes mischten. Jetzt streichelte er ihr blondes seidnes Haar und verwirrte es ein wenig, indem er langsam die ausgebreiteten Finger hindurchzog. Die Berührung des Haar's hat einen eignen süßen, innigen Schauder; das wohlthuendste, seligste Gefühl rann Minchen den Nacken hinab. Dann schmiegte er eine Zeitlang seine Wange an ihre hochglühende, küßte wiederholt die mehr winkenden als widerstrebenden Lippen und senkte endlich träumend sein trunknes Haupt auf ihren vollen, auf- und niederwogenden Busen. Ach, wie wallte es da drin! Wie war es ihm so

Digitized by Google

süß, die hier zum erstenmal erwachenden Empfindungen der Liebe näher zu belauschen und an dem stürmischen Klopfen des Herzens die erste Regung einer neugebornen Leidenschaft zu fühlen.

Er hatte schon lange mit Minchen allein gesessen. Aber die Zeit war ihm wie mit Blitzesschwingen entflogen. Minchen bat ihn endlich, da sie jeden Augenblick ihren Vater zurückerwartete, sie für heute zu verlassen. Immer zögerte er noch. Doch jetzt knarrte die Hausthür, und da schlüpfte Wilhelm, nachdem er sich noch einen Kuß genommen, hinaus.

Wilhelm empfand ein seltsames Gemisch von Lust und Reue, als er wieder auf seinem Zimmer war. Er schrieb sogleich noch einen zärtlichen Brief an Lenoren, um sei Gewissen zu beruhigen; und doch wunderbar genug! eben in den Augenblicken seiner Unzufriedenheit mit sich selbst, heging er den Fehler von neuem, über den er sich Vorwürfe gemacht hatte. Halb unwillkührlich schob er Minchen Lenoren unter, und was er der Letztern schrieb, das waren Empfindungen, die er in diesen Augenblicken eigentlich für Minchen empfand. So widersinnig ist der Mensch! So betrügt er sich selbst; betrügt sich wissent-

lich, und will es nicht erkennen, daß er sich betrügt.

Doch als er den Brief beendigt hatte, sagte ihm die Stimme seines Innern mächtig und laut, daß es Verbrechen sey, ihn Lenoren zu übersenden und sie mit Versicherungen von Zärtlichkeit zu täuschen, die einer Andern galten. Er riß verstimmt den Brief in Stücke und warf sie in den Ofen. Hierauf beschloß er, in der Liebschaft mit Minchen nicht weiter zu gehen und Lenoren nicht eher wieder zu schreiben, als bis er nur allein für sie wieder rein empfände.

Unter kämpfenden Empfindungen legte er sich zu Bett. Er wollte nur an Lenoren denken; aber immer drängte sich siegend wieder Minchens Bild hervor. Und so von unruhigen und heitern Phantasien wechselnd durchkreuzt, sank er endlich in Schlummer.

Digitized by Google

Siebzehntes Capitel.

Röschen.

So fest auch Wilhelm beschlossen hatte, mit Minchen abzubrechen, so wollte es doch damit nicht gelingen. Zwar nahm er sogleich den nächsten und die folgenden Tage ein zurückhaltenderes, kälteres Wesen an; aber es war nur erzwungen und von keiner Dauer.

Minchen fand es unbegreiflich, wie Wilhelm nach der Wärme des vorigen Abends so unerwartet verändert erscheinen konnte. Sie glaubte, ihn mit etwas beleidigt zu haben, und sann hin und her, aber konnte nichts entdecken. Zu schüchtern, um sich mit Fragen an ihn zu drängen, verhielt sie sich Anfangs ganz ruhig und ließ ihn gehen. Sie dachte, er könne vielleicht auch irgend etwas Anderes im Kopfe haben, was ihn verstimme, und hoffte, seine Verdrüßlichkeit werde sich schon geben. So vergingen ein — zwei — drei Tage, in denen er fast kein Wort mit ihr gesprochen hatte. Denn meidet man nur einmal einen Menschen, redet man in einigen Stunden nicht mit

Digitized by Google

ihm, so geht das dann leicht Tage lang so fort; und wenn wir ihn noch so lieb haben, und wenn es uns noch so sehr peinigt, mit ihm zu schmollen, wir legen uns dann mit einer seltsamen bittern Art von Genuß die Folter auf, ihm Feind zu scheinen.

Endlich hielt es Minchen fast nicht mehr aus. „Was mag ich ihm nur gethan haben!“ seufzte sie immer im Stillen. „Warum ist er so bös auf mich! Warum sieht er mich nicht an und spricht nicht ein einziges Wort mit mir?“

Und wenn sie nun gar keine Ursache finden konnte, wenn es ihr völlig Räthsel war, so badete sich ihr Auge in stillen Thränen. Sie sah so niedergeschlagen aus und schlich so traurig umher, daß Wilhelm es nicht länger ertragen konnte, sie so zu quälen. Wurde es ihm doch ohnehin so schwer, seine Rolle zu spielen! Ach, und wenn sie ihn verstohlen mit dem feuchten, fragenden, trüben Auge ansah, dann hätte ihm das Herz brechen mögen.

Endlich fing er selbst wieder mit ihr an. Er wendete vor, er habe nur einmal eine Probe machen wollen, ob er es wohl würde

Digitized by Google

aushalten können, mehrere Tage über mit ihr nicht zu sprechen.

„Und Sie haben mir nicht gezürnt?“ frug München. „Ich habe Sie nicht beleidigt?“

„Nicht im Geringsten;“ versetzte Wilhelm. „Ich wollte nur sehen, ob ich Kraft genug besäße, einen eigensinnigen Entschluß auszuführen, und hatte mir vorgenommen, in acht Tagen —“

„Acht Tage wollten Sie das so fort treiben?“

„Aber ich war es nicht im Stande!“

„O Sie müssen nicht solche grausame Entschlüsse fassen!“ versetzte München in einem zwischen Scherz und Ernst schwebendem Tone. „Ich habe mir allerlei unruhige Gedanken gemacht!“

So war die Sache bald abgethan und das alte Verhältniß hergestellt. Ja wider Willen sah sich Wilhelm hingerissen; er wurde mit München täglich vertrauter und zärtlicher. Doch nie kam nur der leiseste Gedanke in seine Seele, das Mädchen zu verführen. Denn er liebte sie eben deßhalb so sehr, weil sie so unschuldig war, und bat sie eher mit Thränen der Rührung, stets so zu bleiben, als daß er hätte suchen sollen, in ihr reines Herz das

Digitized by Google

Gift einer Sinnlichkeit zu pflanzen, deren Lockungen er selbst noch niemals erlegen hatte.

Noch ein anderer Umstand bewog ihn, doch bei aller Freundlichkeit sein Betragen gegen Minchen stets etwas abzumessen; und das war seine Empfindung für das entfernte Röschen. Sie sollte nun bald wiederkommen und sie hatte ihm vom Anfang her noch mehr gefallen als Minchen, wenigstens von Ansehn. In Betracht des Herzens mußte er freilich dem sanften, gemüthlichen Minchen vor dem etwas flatterhaften, neckischtigen und noch kindischen Röschen den Vorzug geben. So galten sie ihm denn also ungefähr gleich, und daher beschloß er auch Jeder von ihnen eine gleiche Liebe zuzuwägen. Er dachte an den Fall, daß ihm Röschen nach ihrer Zurückkunft vielleicht mehr gefallen könnte, und verhehlte deßhalb Minchen nicht, daß er auch ihrer jüngern Schwester sehr gewogen sey. An diesen Gedanken gewöhnte er sie mit Behutsamkeit nach und nach, damit es ihr nicht auffallen möchte, wenn er mit Röschen nach ihrer Wiederkehr auch freundlich thäte.

Jetzt kam Röschen zurück. Und ach! seine Ahnung traf ein. Wie allerliebst erschien sie ihm! Wie hatte sie der Aufenthalt in der herr-

Digitized by Google

lichen Residenz belebt! Wie war sie von der Winterreise so frisch und reizend geworden! Röther strahlten ihre Wangen, heller blitzten ihre schalkhaften Aeuglein, noch munterer war ihr ohnehin lebhaftes Wesen. Ihre Naivität zog Wilhelm eben so zauberisch an wie Minchens Gemüthlichkeit und die mit ihrer Scherzlust wunderbar contrastirende Schüchternheit hatte etwas ungemein Liebenswürdiges.

Wilhelm vergaß jetzt Kleist und Lindau und riß sich des Abends, wo er nur konnte, von ihnen los, um bei den Mädchen zu seyn. Er schützte schriftstellerische Beschäftigungen und historische Studien vor, um zu Hause bleiben zu können. Röschens Furchtsamkeit verschwand immer mehr, je mehr sie mit Wilhelm bekannt wurde. Sie zeigte sich immer unbefangener und aufgeräumter und fand ihre größte Lust daran, ihn auf tausenderlei Art zu necken und zum Besten zu haben.

Und da Böhme jetzt Abends öfters abwesend war, so hatte Wilhelm freiern Spielraum mit den Mädchen zu scherzen und vergnügt zu seyn. Daß er sie auch lieb habe, wollte ihm Röschen gar nicht glauben; sie lachte nur darüber und machte ihren kindischen Spaß. Denn sie war noch zu wenig gereift, um Wil-

Digitized by Google

selm zu verstehen. So entstand ein eigenes Mißverhältniß. München, welche Wilhelmen mehr liebte, liebte diesen weniger, als Röschen, und Röschen, die eigentlich Wilhelmen noch gar nicht mit Bewußtseyn liebte, liebte wieder Wilhelm mehr, als München. Und doch zeigte München keine Eifersucht, wenn Wilhelm gegen Röschen eben so zärtlich war, als gegen sie selbst; sie grollte nicht, wenn er sie Beide abwechselnd küßte und auch die Schwester seiner wärmsten Liebe versicherte.

Oft kamen Tage, wo sich Wilhelm wieder mehr zu München gezogen fühlte; meistens aber neigte er sich entschiedener zu Röschen, vielleicht weil sie wirklich noch hübscher aussah, als die ältere Schwester, oder deßhalb, weil er bei ihr noch auf Schwierigkeiten traf, die er bei München bereits besiegt hatte. Denn Hindernisse reizen unser Verlangen mehr, als der gebahnte Weg zum Ziele.

So liebreich er aber gegen Röschen war, so blieb doch diese immer etwas gleichgültig. Sie benahm sich zwar freundlich, doch verrieth sie fast nicht die geringste Spur von wärmerer Empfindung. Sie duldete seine Küsse, aber schien nichts dabei zu denken. Oft wollte er sie daher für ganz herz- und gefühllos hal-

ten; aber er bedachte auch wieder, daß sie jung war und in dem Vorlenze ihres Lebens von Frost und Nordluft noch nicht ganz frei sein konnte. Aergerlich nannte er sie manchmal für sich ein läppisches, kindisches, gedankenloses Wesen und beschloß, bei ihr keine weitere Mühe zu verschwenden; aber wenn er sie dann wieder sah, wenn sein Blick auf ihr Auge traf, so schien ihm dann doch wieder ein tiefverborgener, glühender Schimmer herauszublitzen, der unmöglich aus einem kalten Herzen kommen konnte, ein Sonnenblick, der die Nähe des wirklichen Lenzes verkündigte.

Allmählig wurde Röschen wärmer; nur schien ihr Gefühl immer noch halb zu träumen und mit dem Erwachen zum klaren Bewußtseyn zu ringen. Erst leise nur dämmerte in ihrer kindlichen Seele das erste Morgenroth der Liebe empor. Aber Wilhelm bemerkte es und sah mit bebendem Entzücken, daß er hoffen durfte, die Knospe werde sich noch zur ersehnten Blüthe entfalten.

Kurz er machte jetzt Fortschritte, bei denen ihm nur die ältere Schwester im Wege war. Denn in ihrer Gegenwart mußte er doch immer die gegen Röschen hervorzubrechen strebende Flamme mäßigen und seine

Zärtlichkeit bedenklich abmessen, um Neid und Eifersucht zu verhüten. Er sehnte sich, Röschen nur einmal länger allein zu sprechen; doch das wollte sich immer nicht fügen. Denn das sehr häusliche Minchen ging selten des Abends weg, und wenn es einmal geschah, so mußte es dann gerade treffen, daß der Vater bei Röschen war.

Indeß eines Abends fand er doch einmal Röschen ganz allein. Sie arbeitete an einem neuen Kleide, das sie zu den bevorstehenden Feiertagen fertig haben wollte. Mit Entzücken sah sich Wilhelm nach seinem Eintritt überall um, ob wirklich dießmal keine dritte Person zugegen wäre. Röschen scherzte über sein Umherspioniren und sagte naiv, sie sey beinah eingeschlafen in dieser Einsamkeit und freue sich außerordentlich, daß er sie ein Bischen besuche. Aber unterhalten müsse er sie gut und recht viel Neues und Lustiges erzählen, sonst jage sie ihn wieder fort.

„Nun lustig bin ich genug," hob Wilhelm an, „außer mir vor Wonne bin ich, mein geliebtes Röschen, daß ich Dich allein finde, und Dich heute — (hier flog sein Mund an ihre Lippen) so recht ungestört küssen kann."

„Und ich habe mir gerade vorgenommen,

Digitized by Google

Ihnen heute nicht einen einzigen Kuß zu geben;“ versetzte Röschen.

„Nun das werden wir erst noch sehen,“ meinte Wilhelm und bat die Kleine, sich doch an das Pianoforte zu setzen und ihm etwas vorzusingen. Er höre es gar zu gern. Sie widerstrebte lange, aber endlich that sie's. Sie blätterte in einem Notenbuche und traf auf das Lied aus der Schweizerfamilie: * „Vom weit entfernten Schweizerland kam ich voll Gram hieher,“ welches Wilhelm schon oft von ihr mit Entzücken gehört hatte. Er bat sie, dieses anzustimmen. Sie präludirte mit einigen einfachen, rührenden Akkorden und begann hierauf zu singen, und ach, so seelenvoll, wie noch nie vorher. Diese Silberstimme, dieser zarte Schmelz, diese aus den Tiefen des Herzens aufseufzende Sehnsucht, diese fortreißende Wehmuth und dieser sanftere umher-fragende und suchende Schmerz, wo das Lied aus Moll in Dur übergeht und darin rührend seine Klagen verhallen läßt — ach, wie drang das überwältigend in Wilhelms Seele, wie wurde er ganz sich selbst entrissen!

* Der Leser verzeihe einmal einen kleinen Anachronismus!

Digitized by Google

Aber wie staunte er, als er Röschen, nachdem sie geschlossen, mit Thränen in den Augen umarmen und ihr mit einem heißen Kusse danken wollte, als er sie da auf einmal laut auflachen hörte. Das muthwillige Ding sagte, er habe einen großen schwarzen Fleck an der Stirne. Er nahm das Licht und besah sich im Spiegel, und es war nicht wahr.

„Ich habe Sie nur necken wollen," sagte sie und lachte noch viel mehr. Er konnte diesen schnellen Wechsel der tiefsten, traurigsten Gefühle mit der Ausgelassenheit, in die sie plötzlich übersprang, gar nicht vereinbaren.

Er suchte wieder in einen ernstern Ton mit ihr zu kommen und fragte sie nach einigen Einleitungen, ob sie ihm denn glaube, daß er sie recht herzlich lieb habe.

„Nein!" war ihre Antwort.

Er fuhr fort zu fragen: ob sie ihm denn ein wenig gut sey; und da erwiederte sie:

„Nicht ein Bischen."

Er scherzte, „ob sie ihn denn wohl heirathen würde, wenn er sie haben wollte."

„Lieber würde ich einen Zigeuner oder einen Mohren nehmen, als Sie."

„Ob er ihr denn so häßlich vorkomme?"

„Ja, ganz erschrecklich!"

Digitized by Google

„Freilich, ein so hübsches Mädchen —“

„Ach, ich bin nicht hübsch!“

Die Art, mit der sie treuherzig, naiv und doch schalkhaft verstellt diese Antworten gab, brachte Wilhelm ganz in Verwirrung. Er wußte gar nicht, wie er ihr beikommen sollte. Sie schien ihm so muthwillig und fern von aller Sentimentalität; es wollte sich kein inniges und herzliches Wort mit ihr reden lassen. Wo er ein „Ja“ von ihr zu hören sich sehnte, da sagte sie trocken-lächelnd: „nein!“ und umgekehrt. Wie sollte er nun ihre scherzende Gleichgültigkeit in wärmeres Gefühl umstimmen?

Er bat sie, ihm noch einmal das „Lied vom Schweizerland,“ wie er es kurzweg nannte, zu singen, und sie that es leichter, als das erstemal. Wieder dieselbe Seele in ihrem Gesange, dieselbe Tiefe der Empfindung, dieselbe in Schmerz hinstrebende Sehnsucht! Röschen schien singend in ein ganz anderes Wesen umgewandelt. Und als ihr am Schlusse eine Thräne über die Wange floß, konnte er sie da noch für gefühllos halten?

Auch hatte er sich diesmal nicht verrechnet. Die Rührung ihres Herzens verflog jetzt nicht so schnell wie vorhin. Sie blieb

Digitized by Google

sinnend sitzen, als sie fertig war und starrte stumm auf die Tasten nieder. Wilhelm küßte sie sanft und dankte ihr mit den liebreichsten, schmeichelndsten Ausdrücken; sie lächelte, aber blieb gedankenvoll.

Das Mädchen hatte so dasitzend etwas überaus Reizendes. Wilhelm betrachtete mit süßberauschten Blicken die liebliche zarte Gestalt des Körpers, die schöngerundeten Arme, den jungen, noch im Hervorkeimen begriffenen Busen, die offne, freie Stirn, um die sich blonde Löckchen ringelten, die feinen, von sanftem Karmin überhauchten Wangen, den kleinen Mund und das niedliche Stumpfnäschen, über dem jetzt die schalkhaften funkelnden Augen mit einem ungewöhnlichen Anflug von Melancholie niederblickten.

„Süßes, geliebtes Mädchen," frug er, seine Hand sanft auf ihre Schulter lehnend, „warum bist Du auf einmal so nachdenkend, so traurig geworden?"

In ihrer Miene ließ sich etwas lesen wie ein Umhersinnen, eine gewaltsame Anstrengung um einen Scherz; aber es verflog sogleich und ihr Auge wurde wieder feucht.

Wilhelm fragte sie noch einmal in dem innigsten, schmelzendsten Tone, was ihr fehle,

Digitized by Google

und streichelte ihr sanft dabei Haar und Wangen.

„Ach Sie wollen ja ebenso mit aller Gewalt traurig haben!“ gab sie fast zur Antwort. „Heute werde ich nun nicht wieder lustig. Denn wenn ich einmal betrübt werde, dann bin ich's auch ordentlich.“

Wilhelm forschte nach dem Grunde und liebkoste ihr noch mehr; sie bog sich immer abwehrend von ihm hinweg, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich nach weiterm Dringen sagte sie:

„Was geben Sie sich doch so viel Mühe darum, daß ich Sie recht lieb haben soll? Meine Schwester gefällt Ihnen ja doch besser als ich, und ich habe es ihr auch immer gegönnt, daß Sie es mit ihr so gut meinen. Warum wollen Sie mich nun auch durchaus dahin bringen, daß ich Ihnen so gut seyn soll? Ich bin es lange schon; und es hat mich oft im Stillen traurig gemacht; aber ich ließ es Ihnen nicht merken und zwang mich mit Gewalt, vergnügt zu scheinen und es auch wirklich wieder zu werden. Aber da treten Sie mir immer wieder in den Weg; was habe ich armes Kind Ihnen denn gethan, daß Sie mir durchaus meinen frohen, heitern Sinn verderben

wollen? Denn je gütiger ich Ihnen werde, desto traurigen werde ich auch."

„Ach mein bestes Röschen," rief Wilhelm, über diesen ersten bei ihr hervorbrechenden Ton des Gefühls ganz außer sich, „denkst Du denn wirklich, daß ich Deine Schwester wärmer liebe?"

„Da, das denk' ich!" versetzte Röschen ernst. „Und darum gab ich mir Mühe, Sie nicht auch lieben zu wollen, und wenn ich eine herzliche Regung in mir aufsteigen fühlte, so suchte ich sie wegzuscherzen."

„Süßes, holdes Kind, und Du wußtest nicht, daß ich Dich von Anfang an gleich lieber hatte, als Minchen? Freilich Du warst lang entfernt — in dieser Zeit wurde ich mit Deiner Schwester bekannt und war und bin ihr auch noch jetzt herzlich gewogen — aber als Du wieder kamst — ach, von dem Tage an gehörte die größere Hälfte meiner Neigung Dir und ich hatte nur nicht die Gelegenheit, es Dir zu sagen. Bist Du mir denn also wirklich gut?"

„Ach ich habe Sie lieber als Alles in der Welt!" versetzte Röschen.

Da schloß Wilhelm das Kind in süßer Ueberwallung der Zärtlichkeit an seine Brust

und bedeckte sie mit den glühendsten Küssen. Auch ihr schien das Räthsel ihres Herzens nun gelöst; auch sie wagte es, ihren Arm sanft um ihn zu schlingen und seine Liebkosungen zu erwiedern.

Wilhelm weinte frohe Thränen; ihm war unaussprechlich wohl. Aber kein Wort, nichts erlaubte er sich, was die Herzensreinheit des unschuldigen Kindes beflecken konnte. Sie zu küssen, sich an sie zu schmiegen, und ihr die warmen Empfindungen seines Herzens auszusprechen, das war ihm schon eine himmlische Seligkeit, über der er die irdische Lust vergessen konnte. Ja er dachte nie an die letztere, so zart, und rein idealisch war seine Liebe zu Röschen.

Achtzehntes Capitel.

Die Ahnung.

In welchem Labyrinthe führte Wilhelmen jetzt die Liebe umher! Erst gehörte sein Herz

ganz Letzteren, dann neigte es sich zu Minchen, und bald darauf wieder zu Röschen. Er klagte sich bitter an und haßte sich selbst, wenn er zuweilen ernstlich über diese Unbeständigkeit nachdachte; und doch fühlte er sich unvermögend, dem Engelpaar der lieblichen Schwestern, das ihn so freundlich lächelnd umschwebte und so schöne Blumen auf seine Lebensbahn streute, den Rücken zu kehren. Er wußte tausenderlei Ausflüchte zu finden. Denn der Verstand ist stets gern behülflich, wenn das Herz einen Schlupfwinkel sucht.

Und da seine Neigung eigentlich nur in einem reinen, herzlichen Wohlgefallen bestand, das nach den liebenswürdigen Kindern blickte wie nach schimmernden Sternen, an deren holdem Lichte man sich freut, ohne nach ihrem Besitz zu streben; da er weder niedrige, noch sinnliche Absichten in seinem Busen antraf, vor denen er hätte erschrecken müssen, so fühlte er sich doch im Ganzen ruhig und trieb das süße Spiel mit den Mädchen fort, das ihm die düstern, kalten Wintertage mit so warmen Frühlingssonnenblicken verschönte.

Die Schwestern hatten sich daran gewöhnt, sich in Wilhelms Liebe zu theilen. Freilich schien über Minchens Stirn manchmal ein

Wölkchen des Unmuths zu fliegen, wenn Wilhelm — (in des Vaters Abwesenheit) — von ihr zu Röschen ging, und diese eben so zärtlich — und ach! noch zärtlicher, so kam es ihr manchmal vor — küßte als wie sie. Freilich wurde sie manchmal still und nachdenkend, wenn er die Kleine sein „niedliches, geliebtes Röschen“ anredete und sich mit ihr auf eine Art neckte, in der sich wärmste Innigkeit des Herzens abspiegelte. Aber wenn er sich dann wieder zu ihr wandte mit dem seelenvollsten Blick und Ton, dann konnte sie ihm nicht zürnen; dann glaubte sie wieder, gegen Röschen sey das nur sein Scherz, was gegen sie Ernst sey.

Wilhelm verlebte bei den Mädchen die frohesten, seligsten Stunden. Oft saß er, wenn er mit ihnen allein war, auf dem Sopha, und hielt mit jedem Arme Eine umschlungen. So saß er oft halbe Stunden lang und fühlte sich wie im Himmel.

Und welcher Leser wird ihn deßhalb zu streng richten? Welcher süße, wenn er sich's aufrichtig gestehen will, nicht sogleich gern einmal an seiner Stelle? Freilich — von zwei gemeinen Buhlerin umschlungen — das wäre wohl nur dem Lüstling eine angenehme Vor-

Digitized by Google

stellung und dem reinen Herzen ein Abscheu — aber zwei so junge, durchaus unschuldige und noch unberührte, von der Kindheit erst ins jungfräuliche Alter hinüberblühende, zarte, rosenwangige, feueräugige, warme aber nicht üppige, liebevolle aber nicht sinnliche, sondern schüchterne und nur dem süßen Freunde sich unbefangen hingebende, mit den holdesten Reizen des Körpers und liebenswürdigsten Eigenschaften der Seele ausgestattete Engelwesen in dem Arme zu haben, und ihre warmklopfenden Herzen zu fühlen — daß das schön, daß das himmlisch ist, wer ist Stoiker genug, es zu leugnen?

Die sanfte Gemüthlichkeit, die schwärmerische Zärtlichkeit Minchens, und die immer noch halb mädchenhafte und spröde, aber doch nunmehr in süße Hingebung übergeschmolzene Schüchternheit und heitere Naivetät Röschens — in mitten dieses geistigen Zauberduftes und in mitten der körperlichen Schlankheit und Fülle schwebend — da schwebend und webend in tausendfachen Modificationen der feinsten, geistigen Empfindungen und Auflebungen und träumenden Wiederhinsterbungen, wenn mir das Wort einmal erlaubt ist — fühlte Wil-

Digitized by Google

helm sich wie ein Gott alle Seelenwonne des Himmels durch Nerv' und Adern rinnen.

Er liebte die Mädchen, und besonders die Kleine, mit grenzenloser Innigkeit. Demungeachtet war es nie sein Entschluß, Lenoren untreu zu werden und einer von Böhmens Töchtern die Hand zu reichen. Glücklicherweise bildeten sich diese das auch nicht ein, und wenn er scherzend darauf anspielte, so sagten sie immer: „wir wissen lange, daß nie Einer von uns das Glück zu Theil werden kann, Ihnen anzugehören, und daß Sie sich eine Gattin von Ihrem Stande wählen müssen. Aber was sollen wir Ihnen deßhalb zürnen, wenn wir sehen, daß sie es so herzlich gut mit uns meinen? Warum sollen wir uns einem schönen Freundschaftsbunde mit Ihnen entziehen, der Ihnen Freude macht und uns auch? Sollen wir deßwegen, weil wir nicht in Ewigkeit werden mit Ihnen zusammen seyn, Sie nicht eine kurze Zeit hindurch lieb haben, in der Sie uns nahe sind? Freilich wird's uns nahe gehen, wenn die Stunde der Trennung kommen wird; ach, das wird uns manche Thräne kosten!

Und da beging Wilhelm nicht die den Männern so geläufige Schlechtigkeit, Ihnen

Digitized by Google

Hoffnungen zu machen, die er weder erfüllen wollte, noch konnte; er half sich jedoch auf eine gewisse andere Art heraus. Er sagte, es fühlte eine tiefe und mächtige Vorahnung, daß er in der nächsten Schlacht fallen werde. Daher denke er jetzt an keine Verheirathung noch sonst einen künftigen Lebensplan. „Ehe der Wind über die Stoppeln wehen, ja noch ehe die Sichel des Schnitters das reife Korn mähen wird," sagte er, „da ruhe ich längst in einem fremden Lande im kühlen Schooß der Erde."

Und daran log Wilhelm auch nicht. Gerade jetzt in der Nähe des Frühlings, wo tausend verborgene Leben sich wieder zu regen begannen und die Lerche mit ihrem prophetischen Seelchen das heraunahende Erwachen der ganzen Welt zu einem neuen Daseyn verkündigte, ach, gerade da drang ihm, wenn er hinausging in die sich leise regende Natur, ein wehmüthiges Gefühl in die Brust, und indem er oft dachte, wie leicht es möglich wäre, daß er diesen Frühling oder diesen Sommer nicht mehr erleben könnte — durch diesen öfters gehegten Gedanken bildete sich endlich in ihm eine wunderbare Gewißheit, daß er als ein Opfer des Krieges fallen würde. Der Umgang mit Kleist, der ein ähnliches Gefühl

Digitized by Google

mit sich herumtrug, und es in schwermüthigen Posen aussprach, trug dazu bei, Wilhelm darin noch mehr zu befestigen. Sie schwelgten oft mit einander in der traurigen Vorstellung, in der sie so eigen sympathisirten. Sie dichteten Abschiede an die Welt und Lebewohls an ihre Freunde. Nur war bei ihnen der Unterschied, Wilhelm glaubte, die nächste Schlacht würde ihn schon hinwegraffen; Kleist dagegen dachte sich nur im Allgemeinen, es sey ihm vom Schicksal bestimmt, im Kriege noch seinen Tod zu finden.

Wenn Wilhelm gegen Minchen und Röschen davon sprach, so wurden sie oft ganz betrübt. Oft suchten sie es ihm auszureden; aber er blieb dabei.

Lange hatte er Lenoren nicht geschrieben. Jetzt wo sich der Frühling näherte, wachte wie durch einen wunderbaren Zauber die Erinnerung an sie mit ihrer ganzen, vollen Gewalt wieder auf. Es drängte ihn mit Allmacht, ihr einmal sein Herz auszuschütten, und zwar mit aller Offenheit, die seinem Charakter eigen war. Er ersann keine leeren Entschuldigungen und Vorwände wegen seines Stillschweigens, sondern theilte ihr ohne Zurückhaltung Alles mit, was er an seinem Herzen erfahren hatte. Die gemachte Bekannt-

Digitized by Google

schaft mit Böhmes Töchtern, das Entstehen seiner Neigung, das Wachsen derselben und ihren Fortgang zu wirklicher herzlicher Liebe — die vielen unschuldig-froh mit ihnen verlebten Stunden —, von dem Allem erzählte er ihr ausführlich. Er schilderte ihr die Liebenswürdigkeit der Mädchen mit warmer Begeisterung und bat dann um Verzeihung, daß sein Herz für so viel Schönheit und Unschuld ein lebhaftes Interesse habe fühlen müssen.

„Du würdest sie selbst lieben," schrieb er, „gewiß, meine Lenore, Du würdest, Du müßtest sie lieben, wenn Du sie sehen solltest. Nie schwand der Gedanke an Dich aus meinem Herzen. Aber Du warst mir fern. Der Einfluß der Gegenwart ist allmächtig. Ich neigte mich ihnen zu. Sie sollten mir Dich ersetzen, einigermaßen wenigstens. Eine konnte das nicht; Du siehst, ich bedurfte ihrer Zwei — und doch war es bei weitem noch keine Lenore. Du weißt nun Alles. Ich schwöre Dir, daß meine Liebe zu Deinen kleinen Nebenbuhlerinnen rein war und daß keine Schuld mein Herz befleckt! Du wirst doch nicht — ach Gott! Lenore! wenn Du zürntest, wenn Du mich untreu glauben könntest, ich müßte verzweifeln! Aber gewiß! Du vergiebst mir; nicht

wahr, Lenore, Herz meines Herzens, Du vergiebst mir?"

Er schrieb ihr auch von der in ihm ruhenden Ahnung von seinem Tode in der nächsten Schlacht. Er nannte ihn eine Strafe, die ihn dafür treffen werde, daß er sie wenigstens einmal eine Zeitlang beinahe vergessen habe.

Bald erhielt er Lenorens Antwort voll der zärtlichsten Besorgniß und vertrauensvollsten Nachsicht.

„Ich Dir vergeben, Wilhelm? Dafür vergeben, wenn Du auch anderwärts die Unschuld achtest und die Schönheit liebenswürdig findest? Ich bin keine Freidenkerin; ich muß Dir gestehen, ich habe auch eine kleine Anlage zu der Eifersucht, die alle treuen Herzen fühlen müssen, wenn ihnen Gefahr droht, ihren geliebten Gegenstand zu verlieren; aber ich habe auch zu Dir das vollste, grenzenloseste Vertrauen — ich kenne Dich und weiß — ja wollte einen Eid darauf schwören, daß Du die reinen Herzen Deiner kleinen Freundinnen zwar liebtest, aber auch zu sehr achtetest, um sie zu vergiften. Nein Wilhelm, findest Du eine Schönere, eine Vollkommenere, so räume ihr meine Stelle in Deinem Herzen;

ein, ich werde Dir nicht zürnen. Ich würde zwar weinen, aber Dich ewig noch still fort lieben. Weiß ich armes Mädchen doch so nicht, wie ich Deine Liebe verdiene! Aber sagen muß ich Dir, mein Wilhelm, daß ich mir doch den süßen Traum träume, Du wirst mich nicht vergessen, Du wirst mich lieben bis in den Tod und drüber hinaus. Und sollten Du noch Andere lieben, so glaube ich immer, daß ich Dir die Liebste zu seyn nie aufhören werde.

Aber sterben darfst Du nicht, mein Wilhelm. „Der Tod sollte Dich strafen, darum daß Du mich vergessen?“ Welche gütige Einbildung! Laß sie fahren! O Gott, ich bin unendlich um Dich besorgt. Wenn ich mir denke, daß Du in einem fremden Lande unter einem Mooshügel lägest, auf dem ich nicht sitzen und mich todtweinen sollte — Du todt in der Erde und Lenore nicht neben Dir — Wilhelm! — Aber nein, Du wirst nicht fallen! Nichtwahr, Du stirbst nicht? Du kommst mit dem Lorbeer des Ruhms gekrönt und die Palme des Friedens in der Hand, zurück zu Deiner mit Schmerzen harrenden Lenore? Glühend hängt dann Mund an Mund und selig schlägt Herz an Herz. Ja, so wird es! Ach

komm bald! Ich brenne nach Dir! komm! komm! so ruf' ich tausendmal!"

Leonorens Brief versetzte Wilhelm in die tiefste Rührung. Seinen Augen entrannen heiße Thränen des innigsten Entzückens über ihre Engelsgüte und zärtliche Liebe. Täglich erneuerte sich ihm jetzt klarer ihr Bild und umschwebte ihn auf seinen stillen Wegen mit süßem Erinnern. Seine Seele floß bei dem Gedanken an sie ganz von Wehmuth und Sehnsucht über. Immer noch war er von Herzen liebreich gegen Minchen und Röschen; denn Leonore hatte es ihm nun selbst erlaubt; aber neben der ersten, ewigen, alten Empfindung seiner Seele war die neue nur wie ein freundliches Sternchen neben dem prangenden Vollmond.

Neunzehntes Capitel.

Der Frühling nahte sich immer mehr und löste Wilhelms Seele ganz in wunderbarer, feierlicher Schwermuth auf. Es ergriff ihn immer mit geheimnißvoller Gewalt der rührende Gedanke: Dieser Lenz ist der letzte deines Lebens! Du hörst den Gesang der Lerche im künftigen Jahre nicht mehr! — Du empfindest das süße dichterische Entzücken über die ersten Blumen nicht wieder! Wenn das Eis wieder geschmolzen ist und sanfte Weste wehen und nach dem nächsten Winterschlafe die Quellen wieder rauschen und Wald und Thal ergrünen, dann spielt der Wind mit dem Moose deines Grabes, dann zieht der Schäfer drüber hin und singt sein Lied, und du ruhest unten und hörst es nicht ...“

Er entwarf viele Gedichte und Phantasien, die diese Stimmung athmeten. Einige theilte er Kleist mit; dieser war dann ganz hingerissen und beschwor ihn, seine Poesien der Welt nicht länger vorzuenthalten. Aber Wilhelm ließ sich nicht dazu bewegen, sondern

Digitized by Google

drohte sogar jetzt öfters, einmal wenn es ihm einfiele, Alles, was er gedichtet, zu verbrennen. Und leider führte er das mehr zu bald aus und übergab so manche schöne Verse voll begeisterten Schwunges und tiefen zärtlichen Gefühles, an denen sich die späte Nachwelt noch entzückt haben würde, in einer einzigen grilligen Stunde erbarmungslos den Flammen. Es war ihm ein widriger Gedanke, die heiligsten Empfindungen seiner Seele profan werden und Geheimnisse seines Herzens ans Licht kommen zu lassen, die er lebend in einsamer Kammer und verschlossener Brust still gehegt hatte — es griff ihm wie mit einer eiskalten Hand ins Herz, wenn er sich vorstellte, wie dann etwa gar ein Schneemann von Rezensenten über ihn kommen und das, was er so warm und voll gefühlt, mit seinen pedantischen Bemerkungen übereisen und das, womit er genialisch gespielt, vor das Forum eines grämlichen Ernstes und verknöcherter Regeln schleppen könnte. Vor diesem Schicksale wollte er seine Lieder retten, und da dachte er, es ist am besten, sie sterben, wie ich.

Kleist war ernstlich böse, als ihm Wilhelm lächelnd sagte: „Ich habe meine Ge-

Digitized by Google

dichte alle, kein einziges ausgenommen, dem Vulkan zum Opfer gebracht!" Aber was half es, ihn zu schelten? Wilhelm konnte zwar mehrere davon auswendig; aber selbst diese Kleist mitzutheilen, ließ er sich nicht erbitten. Er versetzte dann: „nein, es soll keine Zeile von mir auf die Nachwelt kommen." Kleist hatte den Verbannungsplan immer nur für eine jungen Dichtern zuweilen einfallende kleine heroische Prahlerei gehalten, die sie gewöhnlich nicht ausführen; ja er hatte Wilhelm dazu in lustiger Stimmung etlichemale selbst angetrieben und gesagt: thu' es nur erst! eher glaube ich Dir nicht, daß Du's kannst! Vaterliebe ist gar stark, und zumal gegen so hübsche Kinder, wie die Deinigen!" So hatte er ihn dazu herausgefordert und nicht geglaubt, daß er den Brand wirklich vor sich gehen lassen würde, ohne ihm auch nur ein Wort davon vorher zu sagen. Er war darüber sehr traurig und rief aus: „wären doch lieber einige vierspännige Fuder philosophischen oder theologischen Wustes aus der Welt und wir hätten Deine Gedichte noch!"

Wilhelm hielt es nun seit dieser Zeit immer so; wenn er etwas dichtete oder schrieb, so verbrannte er es gleich nachher. Nur sehr

Digitized by Google

wenige Herzensergießungen an Lenoren entgingen diesem Schicksal.

Sein Briefwechsel mit Lenoren war jetzt wieder sehr lebhaft und die Sehnsucht der beiden Liebenden nach einander unaussprechlich. Dabei war er gegen seine kleinen Freundinnen zärtlich und innig wie gegen ein Paar recht herzlich geliebte Schwestern ein warmer, gutmeinender Bruder.

Jetzt endlich nahte die Zeit, wo er aus den Winterquartieren aufbrechen und Zittau verlassen sollte. Minchen und Röschen weinten Thränen der innigsten Betrübniß, als er ihnen gegen Ende des April, nachdem sie gerade noch mehrere besonders heitere Tage mit einander verlebt hatten, einmal plötzlich sagte: „nun, morgen geht's fort, liebe Mädchen."

„Morgen schon?" fragten sie erschrocken mit einem Tone; „es hieß ja gestern noch, daß sich der Aufbruch noch vierzehn Tage verzögern werde?"

„Es ist heute neue Ordre gekommen!" war Wilhelms traurige Antwort.

Es war Abends und der Vater, wie jetzt gewöhnlich, nicht da. Und so hatten sie Ge-

Digitized by Google

Eigenheit, sich in den letzten Stunden noch frei gegen einander auszusprechen.

Minchen brach in einen Strom von Thränen aus, und Röschen schlich stumm in ein Fenster und hielt die Hand vor die Stirn. Beide Mädchen hatten in der Nähe des geliebten Gegenstandes noch nicht so tief empfunden, was er ihnen war, als jetzt, da er sich entfernen wollte. Das Wort: „morgen geht's fort!“ war ihnen wie ein zerschmetternder Fels auf die Seele gefallen.

Mit tiefer Rührung hob Wilhelm an:

„Liebe Mädchen! Ich wünschte, Ihr schwebtet in Ewigkeit um mich, so theuer seyd Ihr mir, so beseligend ist mir Eure Gegenwart! Ihr seyd mir viel gewesen! Nie wird Euer liebliches Bild, Eurer lächelndes Andenken in meiner Seele erlöschen! Wie viele süße Stunden dank' ich Euch! Wie habt Ihr Engeln gleich Himmel in mein Daseyn herabgeweht, wie habt Ihr mir einen düstern, öden, langen Winter zu einem kurzen schönen Lenzestage umgewandelt! Ach könnte man doch bei allen edeln und geliebten Menschen ewig bleiben und mit ihnen fortleben in dem schönen, zarten Vereine, der unsre Herzen und ihre aneinander bindet! Aber Alles, was sich lächelnd

und umarmend im Leben begegnet, das reißt nach wenigen Händedrücken und Küssen der Drang des unerbittlichen Schicksals von unsrer Brust und aus unsern Augen, und läßt uns nur die Erinnerung an die Guten zurück und ein Bild im Geiste von ihnen, das zwar nie ganz erlischt, aber ach! doch von Jahr zu Jahre mehr sich schwächt, bis endlich nur eine matte, verschwimmende Nebelgestalt noch übrig bleibt. Ach, theure Mädchen, holde, süße Engelgestalten, könnt' ich Eure lieben Züge doch fassen und ewig halten in der Seele — dürft' ich sie immer in freundlicher klarer Nähe schauen diese funkelnden, süßen Augensterne, die mir so oft selig-schaudernde Wonne zublitzten und rührend in des Herzens tiefste Tiefen drangen! Aber ach, ich soll Euch nicht mehr sehen! Ich werde Euch nie wiedersehen! Denn schon ist die Kugel gegossen, die mich durchbohren, die mich von der Welt und dem heitern Leben und allem, was ich liebe, scheiden soll! Aber ich mache Euch das Herz schwer. Weinet nicht um einen Menschen, der ja doch einmal nicht bei Euch bleiben durfte und dem nur noch wenige Tage zugezählt sind! Der Eurige kann ich nicht seyn, aber selbst wenn ich eine hätte, die ich

noch heißer liebte, so könnt' ich der Ihrige nicht werden. Weinet nicht! Euch blüht ein schönes Glück! Bleibt nur so unschuldig und reinen Herzens, so schüchtern und zurückhaltend, so gefühlvoll und tugendhaft, aber nochmals wiederhol' ich's, vor Allem so unschuldig, wie Ihr bis jetzt waret, das erwarb Euch meine Liebe, das bezauberte mich; und das wird auch andere edle Jünglinge zu Euch hinziehen; das wird der Herzen schönste und beste an Euch fesseln! Gewiß, ja gewiß, dann blüht Euch ein Glück, wie ich es Euch aus voller Seele wünsche und von dem Himmel heiß erflehe!"

Wilhelm hatte in dem innigsten, erschütternsten Tone gesprochen. Die Mädchen schluchzten und wußten sich nicht zu fassen. In solchen Lagen weicht der gewohnte Zwang. Außer sich vor Schmerz stürzte Minchen an seine Brust und seufzte: „ach, mein Wilhelm! mein Wilhelm! ja willst Du uns verlassen?" diese vertraute Sprache hatte sie sich noch nie erlaubt; jetzt aber brach bei ihr die ganze Fülle des Herzens hervor und kannte keinen Zügel mehr. Sie umschlang ihn, drückte ihn an den bange wogenden Busen und küßte ihn und benetzte ihn mit heißen Thränen.

Digitized by Google

Auch Wilhelm weinte und preßte das geliebte, arme hülf- und trostlose Geschöpf unter zärtlichen Küssen mit krampfhafter Empfindung an seine Brust.

„Ach," hob sie wieder an, „Sie wissen nicht, wie grenzenlos ich Sie liebe! Wenn Sie nicht mehr da sind — Ich weiß nicht wie das werden soll!"

Weinend barg sie ihr Antlitz an Wilhelms Busen.

„Liebstes Mädchen," sagte dieser, „mache Dir den Abschied nicht so schwer! Wir haben ja so oft davon gesprochen, daß eine Stunde der Trennung kommen würde, wir haben uns längst mit dem Gedanken an das Unvermeidliche vertraut gemacht!"

„Ja, für immer die Ihrige zu seyn, es wäre der letzte, kühnste meiner Wünsche — aber nie hab' ich mir das eingebildet — Sie haben Recht, ich habe mich vertraut gemacht mit dieser Stunde — aber nun sie da ist, tritt sie doch noch ganz anders vor mich hin, als wie ich mir sie vorgestellt — sie steht plötzlich vor mir in einer neuen, niegeahneten Schrecklichkeit! Denn sie lehrt mich erst mein Gefühl für Sie in seiner ganzen Stärke kennen, sie sagt mir erst, was lieben heißt, und mein in

das Ihrige verwachsene Herz bluten und erst, da es losgerissen werden soll, ach, losgerissen, ohne daß eine freundliche Hoffnung Balsam in seine Wunde träufelt! Denn uns winkt kein Wiedersehen! Sie wollen ja selbst nicht uns wiedersehen! O gestehen Sie es, Wilhelm! Sie lieben eine Andere, sonst würden Sie ja doch einmal zurückkehren wollen zu uns! Aber auch dann, wenn Sie eine Andere lieben, auch dann, Wilhelm, kommen Sie nur wenigstens einmal auf einen Tag, auf eine Stunde wieder! Wir werden uns gar zu sehr nach Ihnen sehnen und wir würden zu traurig seyn, wenn Sie uns nicht wenigstens eine schwache Hoffnung schimmern ließen, daß wir Sie wiedersehen würden!"

„Nun," sagte Wilhelm, „wenn ich leben bleibe, mein Minchen, wenn der nahe Todesengel dießmal noch verschonend an mir vorübergehen und es mir mein Dienst erlauben sollte, dann — ja dann will ich wiederkommen, aber ob bald, oder erst nach Jahren, das ist freilich unbestimmt. Laß uns denken, bald! denn so erleichtern wir uns die letzten schweren Stunden."

Jetzt umwand sich Minchen Wilhelms Arm, t

„Lassen Sie mich einmal!“ bat sie; „ich komme bald zurück!“

Sie ging hinaus. Nun war Wilhelm mit Röschen allein. Sie stand immer noch unbeweglich, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, stumm im Fenster.

„Aber, mein Röschen,“ hob Wilhelm an und näherte sich ihr und streichelte ihr sanft die Wange, „sage, mein geliebtes Röschen, warum ziehst Du Dich so zurück und sprichst in den letzten sieben Augenblicken nicht auch noch ein freundliches Wort mit mir? Zürnst Du mir etwa? Ach sage was habe ich Dir gethan? Was ist mit Dir?“

„Sie können fragen?“ versetzte Röschen, mit dem Ausdruck der wehmüthigsten Empfindung. „Doch — fuhr sie fort — ich bin lustig! Lassen Sie mich nur! Ich bin ganz heiter!“

Rasch hüpfte sie jetzt auf einmal nach dem Pianoforte und fing an einen fröhlichen Tanz zu spielen.

„O Röschen,“ bat Wilhelm, ihr die Finger haltend, „das nicht! Das kommt nicht aus Deiner Seele!“

„Warum denn nicht?“ drehte sie sich um mit einem erzwungenen und mit Thränen ge-

Digitized by Google

mischten Lachen, das Wilhelm in die Seele schnitt.

„Nein," sagte Wilhelm innig und feierlich, „nein, mein herzlich geliebtes Röschen, wenn Du mir jemals ein wenig gut gewesen bist, so bitte ich Dich, wenn Du etwas spielen oder singen willst — das Lied „vom Schweizerland!" — zum letztenmale das Lied „vom Schweizerland!"

„Das kann ich heute nicht singen!" versetzte Röschen! „Das thut mir zu weh!"

„Mir auch!" seufzte Wilhelm; „und doch, ach doch hört' ich's so gern von Dir nur noch ein einzigesmal! Es würde mir rührend nachtönen auf meinem Scheidewege und ewig in dem tiefsten Herzen wiederklingen!"

Und schon fing Röschen an, nicht wie gewöhnlich in g- sondern diesmal in dem herzzerreißendern f-moll zu präludiren. Sie ging in as-dur über und weilte dort in einer süßen Melodie, die den kurzen seligen Umgang mit Wilhelm zu malen schien; dann schritt sie fort zu einem langsamen kurzen feierlichen Thema in dem majestätischen des-dur; und endlich sank sie düster in f-moll zurück und begann das Lied.

Digitized by Google

Wilhelm lauschte mit wahrer Andacht der wohlbekannten traurig-sehnsüchtigen Melodie und der bebenden, aus tiefstem Herzensgrunge heraufseufzenden Stimme des holden, heute durch ihren ungewöhnlichen Schmerz so ganz zigen, verschönten Röschens. Er hätte ihr jeden ihrer seelenvollen Laute vom Munde küssen mögen. Und als sie bei der Stelle:

„Nun wein' ich, bis das Herz mir bricht,
Ich finde meine Lina nicht!"

sang: „Ich finde meinen Wilhelm nicht!" und ihr dazu die verhaltenen Thränen gewaltsam aus den Augen brächen — da legte Wilhelm ganz leise die Hand auf ihre Schulter — bis sie geendigt hatte — wo er sie dann stürmisch an sich preßte und in einem langen Kusse ihr Alles einhauchte, was er fühlte. Gern hätte er noch ein wenig allein mit ihr gesprochen; aber jetzt kam Minchen zurück — und zwar mit einem Blättchen Papier.

Sie überreichte es ihm und er las:

Wir sehn Dich trostlos von uns gehen,
Dahin ist unser kurzes Glück,
Du scheidest — und kein Wiedersehen
Verspricht uns Dein bewölkter Blick.

Vorbei sind all' die goldnen Stunden,
Die Du in's Daseyn uns geweht,
Sind Augenblicken gleich entschwunden,
Sind flücht'gen Schatten gleich entschwebt.

Es lösen sich die Rosenbande,
Die uns so süß, so kurz vereint;
Du ziehst dahin in ferne Lande,
Ob Lieb' auch blut'ge Thränen weint.

Du ziehst dahin — mit düstern Träumen
Von Wunden und vom frühen Tod,
Der fern von heimathlichen Räumen
Dir in des Lebens Blüthe droht.

Doch nein, noch manche schöne Stunde,
Manch frohes Jahr wird Dir noch blühn;
O leichten doch die Wolken Runde,
Wenn sie zu uns herüberziehn!

Doch wenn wir auch nichts von Dir hören,
Wenn wir Dich nimmer wiedersehn,
Ob wir auf ewig Dich verlören,
Stets wird Dein Bild im Geiste stehn.

Lebwohl! Lebwohl! Mit tausend Thränen
Hier' ich noch dieses Lebwohl Dir;
Du gehst — und niegeheilten Sehnen
Brennt ewig in dem Herzen hier!

Digitized by Google

Wilhelm empfand die lebhafteste Rührung, als er die einfachen, dem Herzen entquollenen Verse Minchens las — es fiel ihm in diesem Augenblicke schmerzlich auf die Seele, daß er halb unwillkührlich die schöne Heiterkeit eines frohen Mädchens gestört hatte durch Entzündung eines Gefühls, das sich nun unbefriedigt in Gram und leerer Sehnsucht abkümmern sollte.

Er umschlang Minchen sanft und wollte ihr liebkosend danken; doch sie sagte: „warten Sie nur noch! das ist noch nicht Alles! Es fehlt noch etwas, — die Melodie! die müssen Sie auch noch hören!“

„Die Melodie?“ fragte Wilhelm verwundert. „Wer hat denn —“

„Meine Schwester,“ fiel Minchen ein, „hat eine Musik dazu erfunden!“

Und nun forderten sie beide Röschen auf, ihre Melodie zu spielen und das Lied zu singen, was sich das wenig musikalische Minchen nicht getraute.

Die Melodie war kunstlos, aber tiefrührend, und ganz so, als ob zu dem Liede keine andere seyn könnte. Sie war auch nicht mühsam erdacht worden, sondern Röschen gleich bei dem ersten Lesen der Verse einge-

fallen! Röschen sang so, daß es Wilhelm schwer ward, nicht den ganzen Strom seiner gegen sie noch stärkern Empfindung überwallen zu lassen. Aber er mäßigte sich, um Minchen nicht damit zu kränken.

Er bat nun die Mädchen, sich zum letztenmale auf dem Sopha neben ihn zu setzen. Er hatte sie immer erst nach einigem Widerstreben dazu gebracht. Aber heute kamen sie von selbst und so verlebte er in jedem Arme Eine Stunde des Webens in den süßesten, reinsten Empfindungen, von der sich aber nur ein unschuldiger und so wenig als ihn athmender Leser wie Wilhelm, die rechte Vorstellung machen kann.

Endlich kam Böhmi. Wilhelm schlüpfte hinauf in sein Zimmer. Sein Herz bebte noch vor Seligkeit — aber auch der Schmerz goß seinen Wermuthsbecher dazwischen — es war ihm unaussprechlich weh, daß ein solcher Abend nie wiederkehren sollte. Vor Allem betrübte es ihn, daß er um Minchens Willen gegen Röschen nicht so warm hatte seyn dürfen, als es seinem Herzen Bedürfniß war. Er fühlte eine unsägliche Sehnsucht, sie noch einmal allein zu sprechen. Lange lauschte er auf dem Saale, ob sie nicht etwa ein Zufall

noch heraufführte. Sie war ihm so niedergeschlagen vorgekommen; gewiß, sie glaubte sich wenig von Wilhelm geliebt; und es war ihm unerträglich, wenn er sie bei dieser falschen Einbildung lassen mußte.

Nach vergeblichem Warten ging er zurück auf sein Zimmer und schrieb noch einen Brief an Lenoren, halb und halb in dem Tone eines ewigen Abschieds. Nur gegen den Schluß, wo er bei nochmaliger Ueberlesung der Zeilen erschrak, daß er sich in seiner melancholischen Schwärmerei so sehr hatte gehen lassen, nahm er eine heitere Wendung und sprach von der Hoffnung des baldigen Wiedersehens, um der ohnehin um ihn bebenden Lenore nicht das Herz zu schwer zu machen.

Es war schon über eilf Uhr, und Alles im Hause schlief schon, als an die Hausthür gepocht wurde. Wilhelm blickte aus dem Fenster und horchte. Und da vernahm er, als das Dienstmädchen öffnete, daß eine gute Freundin von München, die sehr krank lag, sie ersuchen ließ, diese Nacht bei ihr zu wachen. Ein Weilchen nachher sah er, wie Minchen mit dem abgeschickten Mädchen aus dem Hause ging, um den Wunsch der Freundin zu erfüllen.

Digitized by Google

Da fiel ihm etwas ein. Minchen und Röschen schliefen gewöhnlich eine Treppe tiefer in einer Kammer allein. Seine Sehnsucht, Röschen vielleicht noch einmal zu sehen, ließ ihm keine Ruhe. Er zog die Pantoffeln aus und schlich leise auf den Zehen hinab auf den Saal des ersten Stockwerks. Alles war dort still. Jetzt stand er vor dem Schlafkämmerchen der Mädchen. Und wahrhaftig, in der Bestürzung hatte Minchen vergessen, die Thür wieder zuzuschließen; sie war nur angelehnt. Noch stand er ungewiß, ob er's wagen sollte oder nicht. Aber eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn hinein. Hell schien der volle Mond durch die Fenster; es war fast wie am Tage. Behutsam schlich er hin nach den zwei Bettchen und spähte erst, ob Minchen auch wirklich nicht da wäre. Und richtig, das vorderste war leer — und in dem hintersten dicht am Fenster lag sein zärtlich geliebtes Röschen. Um das holde Kind noch deutlicher zu erkennen, zog er leise die Roulleaux der Fenster in die Höh. Sie hörte es nicht.

Und nun lag der zarte Körper des reizendsten, unschuldigsten Knöspchens von einem Mädchen in süßer, bezaubernder Schönheit

von ihm aufgelöst in das Schlummernde Aquikenden Balsam. Ganz ohne alle Regung oder Einmischung der Sinnlichkeit konnte ihn der Anblick nicht lassen, als er den bewußtlos entblößten feingeschwellten Busen und die lieblich gerundeten weißen Arme und noch andere schöne Formen des lieben Mädchens in magischer Beleuchtung des Mondlichts sich entgegenlächeln sah; aber sein Gefühl für das unschuldige Kind war doch zu rein und heilig, und seine Stimmung an diesem Abende, wo er so eben auch Lenoren noch geschrieben, zu wehmüthig-fromm, als daß die irdischen Gefühle über die himmlischen hätten die Oberhand erringen sollen.

Er betrachtete das schlummernde Mädchen mit namenloser Rührung. Er konnte sich nicht satt sehen an dem süßen Anblick. Selig ließ er sein Auge weilen auf den Zügen des lieblichen, vollblühenden Gesichtchens, das ihm so oft freundlich zugelächelt, auf den Wangen, an die er so oft die seinigen geschmiegt, auf dem Seidenhaar, das er gestreichelt, und auf dem kleinen Purpurmunde, auf den er so manchen brennenden Kuß gedrückt hatte. Näher lauschte er jetzt ihren Athemzügen, die ihn anhauchten mit einem himmlischen Dufte.

Sollte sie wecken, oder nicht?

Indem er schwankte und sich scheute, sie zu stören, lispelte sie auf einmal träumend: „ach, Wilhelm, Du liebst mich nicht! Meine Schwester ist die Glückliche!“

Er konnte sich nicht enthalten, ihr zuzuflüstern:

„Bestes Röschen! Ich liebe Dich weit mehr als Deine Schwester!“

„Es ist nicht wahr!“ erwiederte sie, im Traume fortredend.

„Bei Gott,“ sagte Wilhelm etwas stärker, „bei Gott, Röschen, ich liebe Dich mehr!“

Ein seliges Lächeln flog über ihr Antlitz, und nach einigen Augenblicken fuhr sie wieder fort:

„Ach, Deine Küsse sind so süß!“

Darauf drückte Wilhelm sanft seine Lippen auf die ihrigen. Sie streckte die Arme aus und hielt ihn umfaßt; doch erwachend und jetzt über eine Kühnheit erschreckend, die nur der Traum ihr einflößte, fuhr sie jetzt mit einem Schrei zurück.

Digitized by Google

Wilhelm war außer sich. Wenn es jemand gehört hätte! Doch es blieb Alles still. Und nun machte er Röschen begreiflich, was ihn bewogen, sie noch einmal zu sehen. Er wollte ihr nur sagen, daß er sie noch mehr liebe, als Minchen. Sie machte ihm zwar Vorwürfe über seine Freiheit und wollte vor Schaam vergehen; aber die Liebe siegte doch über das Anstrauben der mädchenhaften Schüchternheit. Sie war nicht vermögend, dem so herzlich liebkosenden Jüngling, der ihr so theuer war, ernstlich zu zürnen. Sie hatte von ihm geträumt, sie hatte sich nach ihm so unendlich gesehnt, und es war die allerletzte Stunde seiner Gegenwart — dazu stimmte sie die schöne Mondnacht so weich und schmelzend, daß sie ganz Hingebung war, ja sogar, heute fast zum erstenmal, ihn selbst umschlang, küßte und seine Liebkosungen erwiederte.

Meine Feder hätte viel zu thun, wenn sie alle Abwechselungen der zärtlichen Scene zwischen Wilhelm und Röschen bis an ein Ziel hin verfolgen wollte, das Wilhelm noch nie, und auch dießmal nicht, überschritt.

Und deßhalb schlief er, als er wieder hinauf war, friedlich und sanft, ohne eine Reue

Digitized by Google

und Unruhe, die ihm keinen Schlummer gegönnt haben würde, wenn sein Gewissen ihm des Verbrechens anklagen mußte, eine reine Seele verführt, eine keusche Rose entblättert zu haben.

Zwanzigstes Capitel.

Die Prager Schlacht.

Es war am 5. Mai des Jahres 1757 schon tief in der Nacht, als Friedrich noch mit seinen versammelten Generalen im Zelte saß und über die Operationen des künftigen Tages berathschlagte. Die Hauptstadt Böhmens lag vor ihm und es kam nun auf eine glückliche Schlacht an, um die Macht Oesterreichs zu brechen, ehe die Bundesgenossen der Kaiserin sich näherten. Diese zu liefern, brannte

des Königs ungeduldige Seele. Vergebens erinnerte man ihn, daß Schwerin noch bei der Armee fehle und erst gegen Morgen mit ermüdeten Soldaten eintreffen werde; vergebens stellte man ihm vor, daß diese durch Märsche erschöpften Körper noch einen Zwischentag der Ruhe bedürften; er entgegnete, er habe den Plan einmal im Kopfe, jeder Augenblick sey kostbar und die Schlacht bleibe auf morgen beschlossen. Der feurige Winterfeld war ganz seiner Meinung und selbst der alte Ziethen ließ sich überreden.

Auch Wilhelm war heute mit in dem Zelte des Königs und lauschte mit stiller Bewunderung auf alle seine Worte.

„Wir werden noch lange kämpfen müssen," hob der König jetzt an, „ehe wir zur Ruhe gelangen. Städte werden sich in Aschenhaufen wandeln und gesegnete Länder in Wüsten — und Jahre werden vergehen, ehe der Friede wiederkehren mag. Mein Blick schaut in eine bange, düstere Zukunft. Aber die Größe der Gefahren muß unsern Muth verdoppeln. Ich habe die Ehre, Helden anzuführen, mit denen ich schon mehrmals die Uebermacht besiegte. Unserer Feinde sind viele; Oesterreicher, Russen, Franzosen, Schweden und selbst

die Fürsten Deutschlands stürmen darauf ein; aber sie zu bändigen, ist nicht unmöglich. Sind sie stark an Zahl, so sind wir es durch Schnelligkeit und Tapferkeit; sind sie viele Menschen, so sind wir viele Männer; sagen sie bei der Erinnerung der schon erlittenen Niederlagen, sie befeuert und die Hoffnung und Zuversicht nach bereits erkämpften Siegen. Sind sie uns vereinigt überlegen, so steht uns der Ausweg offen, ihre Verbindung zu verhüten und sie einzeln zu vernichten. Ja, ist auch rings der Horizont voll Ungewitter, ich bebe nicht. Ich bin mir keines Frevels, keiner Eroberungssucht, keiner länderstürmenden Habgier bewußt; es ist nur mein angeerbtes Eigenthum, mein theures Schlesien, das ich erkämpfen und nach dessen Erlangung ich die Waffen gern niederlegen will. Werdet Ihr treu bei mir ausharren bis zu diesem Ziele? Werdet Ihr Euern König nie verlassen? Und alle, diese Feinde endlich von uns überwunden! Ha großer Gedanke! — wollt Ihr Euch unsterbliche Lorbeeren erringen?"

„Wir wollen's! Wir verlassen Friedrich nie! Blut und Leben für unsern König!" stielen die Generale mit einer Stimme ein.

Friedrichs Auge blitzte kühn und freudig,

als er diese Antwort seiner Helden hörte. Und als er dann von Alexander, Hannibal, Scipio, Cäsar und andern großen Männern der Vorzeit sprach, da zeigte er so klar, daß er ihr Blut in sich fühlte und daß ihr Genius in ihm lebte, nur zu noch höherer Reinheit geläutert durch sein großes, herrliches Gemüth. Wilhelm fühlte sich von hoher Begeisterung fortgerissen, als die Worte des großen Mannes wie Blitze in seine Seele schlugen und all die andern umher ergriffen mit entflammender Gewalt. Nur das Eine betrübte ihn, daß Friedrich, als das Gespräch auf die Franzosen kam, bedauerte, gegen eine Nation fechten zu müssen, die er blind bewunderte und weit über die deutsche erhob. Der mit ungegrene ächt deutsch gesinnte, von Vaterlandsliebe glühende Kleist erlaubte sich, etwas frei eine entgegengesetzte Meinung über die Franzosen auszusprechen. Sonst gefiel dem Könige Offenheit an seinen Leuten; aber Kleist bekam diesmal eine finstere Miene. Er ließ sich nicht schrecken, und da er des Königs Vorliebe für französische Sprache und Literatur kannte, so gab er zu, daß die Schriftsteller und Schöngeister der Franzosen allerdings einen hohen Grad von Achtung verdienen möchten, machte je-

Digitized by Google

doch dabei dem König auf einen Lessing, Klopstock und so manche andere erwachende deutsche Talente aufmerksam, die einen höhern Schwung nähmen und wohl die Nachbarn jenseit des Rheines überflügeln würden. Doch Friedrich, der einmal ein Vorurtheil gegen die vaterländischen Dichter hegte, die er nicht kannte und alle nach dem ihm einmal vorgestellten Gottsched beurtheilte. — Friedrich mochte nichts von diesen Genie's wissen, und brach die Unterhaltung ab. Um sich zu der Arbeit des nächsten Tages zu stärken, begab man sich jetzt zur Ruhe.

Wilhelm jedoch fühlte noch keine Müdigkeit und unternahm es daher nach Ziethens Wunsch, die ausgestellten Vorposten noch einmal zu visitiren. Als er dieß Geschäft vollendet hatte, befiel ihn ein eigner Hang, noch weiter in's freie Feld hinaus zu schweifen, wozu ihn besonders die Anmuth der warmen Frühlingsmonduacht verlockte. Es that ihm wohl, einmal ganz abgesondert von dem tosenden Gewühl der Armee sich selbst nachhängen zu können. Sein Pferd hatte er bei der äußersten Feldwacht an einen Baum gebunden, und so wandelte er jetzt unter dem lebhaften Spiel seiner Phantasie

auf den Weg wenig achtend, ziemlich regellos die unbekannten Pfade dahin. Er dachte an Lenoren, an München und Röschen und so manche frohe Bilder seines Lebens schwebten an seinem Geiste vorüber. Aber auch seine düstern Ahnungen fanden sich wieder ein und setzten sich mit jenen Lichtgestalten in einen desto schwärzern Contrast. Und besonders war es jetzt jene Erscheinung auf dem Kirchhofe, als er zum letztenmale Lenoren besuchte, die in seiner Erinnerung zu neuem Leben erwachte. Er suchte den Gedanken an sie durch andere Vorstellungen zu verbannen; aber immer kehrte sie wieder zurück und drängte sich seiner Seele wider Willen auf. Es wurde ihm dabei ein wenig bange, als er sich jetzt mit einemmale ganz vom Heere entfernt und auf freier Flur allein sah. Doch fühlte er auch wieder einen sonderbaren, übermüthigen Drang, der ihn höhnenden unheimlichen Macht Trotz zu bieten. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß, wenn man sich zur Nachtzeit allein im freien Felde befände und dort laut dreimal seinen eignen Namen rufe, man dann sich selbst erscheine. Dabei dachte er freilich auch an den Aberglauben, daß eine Selbsterscheinung dieser Art für den, welchem sie begegne, den

Digitized by Google

Lob bedeute. Indessen irrte ihn dieß nicht. Es war ihm, als könnte er zu keiner Ruhe gelangen, bevor er nicht das Experiment als wahr oder trüglich erkannt hätte. Noch besann er sich einige Augenblicke; denn es wollte ihn bedünken, als ob es sündlich wäre einen Versuch dieser Art zu machen und eine unbekannte Macht gleichsam herauszufordern. Doch auf einmal, indem er so schwankend dastand und überlegen wollte, ob er's thun sollte oder nicht, fühlte er sich von jenem Wahnsinn hingerissen, der uns zuweilen in der ängstlichsten Stimmung mit überkühner Vermessenheit erfüllt, und von seinen Lippen schallte es halb unwillkührlich: „Treunfels!" „Treunfels!" antwortete es ihm dumpf und matt aus der Ferne, ob ein Echo oder was sonst, das wußte er nicht; aber deutlich hörte sein Ohr den fremden Laut — es war keine Täuschung. Wilhelm schrack zusammen. Er besaß den Muth eine Batterie zu stürmen; aber vor dieser geisterhaften Macht fühlte er sein Herz erbeben. Und doch war es ihm, als wäre er nun schon der fremden Gewalt verfallen und als müsse er einen zweiten Ruf hinübersenden. Und dieß beschloß er zu thun, es möchte werden, was da wollte. So rief er denn aber

mals laut: „Treunfels!“ Und „Treunfels!“ tönte es wieder, weit näher und stärker als das erstemal, und dieser Ton verlor sich wie in eine Art von wehklagendem Geheul. Wilhelm erbebte für einen Moment. Aber nur für einen denn in dem nächsten rief er schon zum drittenmale laut: „Treunfels!“

Mit Donnerstimme erklangs dicht vor ihm: „Treunfels!“ und — entsetzlicher Anblick! er sah im hellen Scheine des Mondes sein eigenes Bild sich gegenüber. Ein kalter Schauder durchraun sein innerstes Mark. Regungslos vor Schreck stand er eine Weile da und starrte die unheimliche Erscheinung an; auch diese bewegte sich nicht und schien seine Anrede nach Geisterart zu erwarten. Wilhelm fühlte seine Zunge wie gelähmt. Endlich raffte er sich zusammen und frug: „Wer bist Du?“

„Ich bin Du selbst!“ war die Antwort; und seltsam! es war ihm wirklich, als ob diese Erwiederung des Doppeltgängers wie aus ihm selbst hervorkäme, ja als ob sich sogar seine Zunge dabei mit bewegte, und er hätte die Rede sich selbst zugeschrieben, wenn nicht zu deutlich das schreckliche Bild außer ihm dagestanden hätte.

Digitized by Google

„Was bringst Du mir?“ frug Wilhelm von neuem.

„Unheil!“ war des Doppeltgängers kurze Antwort.

„Sag es deutlicher!“ versetzte Wilhelm.

„Tod!“ erwiederte der Einsilbige.

„Es ist nicht wahr! Du lügst!“ schrie Wilhelm ihn an.

„In der morgenden Schlacht wirst Du fallen!“ murmelte dumpf Wilhelms Ebenbild.

Wüthend riß jetzt Wilhelm seinen Degen aus der Scheide und hieb mit dem Ausruf: „Blendwerk der Hölle!“ auf den Doppeltgänger ein.

Hahahahaha!“ gellte dessen Hohngelächter und — mit einemmale war er verschwunden.

Verwundert starrte Wilhelm auf die Stelle, wo ihm die schreckliche Erscheinung gegenüber gestanden hatte und wußte nicht, ob er sie für einen wirklichen gespenstischen Besuch, oder für eine nach physikalischen Regeln erfolgte Luftabspiegelung, oder für eine bloße Täuschung seiner Phantasie halten sollte. Aber er

Digitized by Google

hatte sie zu klar vor Augen gesehn, er hatte zu deutlich ihre Stimme gehört — genug er zweifelte nicht länger, daß es ein wirklicher Doppeltgänger gewesen wäre.

„Wir gestehen, daß wir nicht fähig sind, die Sache zu entscheiden. Und ob wir wohl sehr wenig geneigt sind, an Gespenster zu glauben oder gar den Glauben an sie zu verbreiten, so bietet doch das Leben zuweilen frappante Erscheinungen dar, die ganz zu enträthseln uns nicht gelingen will, und wo Illusionen der Einbildungskraft anzunehmen kaum gut möglich ist. Auch ist eine Luftabspiegelung dieser Art etwas so Seltenes, daß es auffallend schiene, wenn sie Wilhelmen in kurzer Zeit an verschiedenen Orten zweimal hinter einander vorgekommen seyn sollte. Doch der Dichter soll ja die Geister nicht entlarven und zu prosaischen Wesen herabziehen; also enthalten wir uns aller weiterer Erklärungen über den Doppeltgänger.

Wilhelmen war jetzt mit einemmale sein nächtliches Umherwandeln verleidet. Ein ahnungsvolles, schreckhaftes Wesen herrschte in seiner Seele. In jedem am Wege stehenden Baume oder Dornstrauch befürchtete er das

Digitized by Google

schauerliche Gebild wieder zu erblicken. Er eilte deßhalb mit raschen Schritten zurück zu dem Heere, allwo angelangt, er sich den Armen des Schlummers übergab.

Der Morgen des 6. Mai begann zu dämmern. Noch ruhten die ermatteten Krieger — aber als die Röthe des jungen Tages heller und heller in Osten hervorbrach, da ward es auch allgemach reger und reger in dem Heere — und da die Sonne rein und unbewölkt sich erhob, um das bevorstehende große Schauspiel des Tages zu sehen, da zeigte sich Alles in voller Thätigkeit. Man wartete jetzt nur noch auf die Ankunft Schwerins, um den Angriff zu beginnen. Der alte Feldmarschall erschien endlich, wurde mit Jubel begrüßt und es sollte nun sogleich gegen den Feind aufgebrochen werden.

„Man muthet uns viel zu," sagte er; „wir sind von einem langen Marsche erschöpft und sehnen uns nach einem Rasttage. Auch wird dieser in so fern rathsam seyn, als wir das Schlachtfeld noch nicht genau kennen. Die Uebereilung könnte uns viel schaden.

Friedrich jedoch wollte von keinem Aufschub wissen und ließ sich mit Mühe bereden,

Digitized by Google

nur so lange zu warten, bis man das Terrain und die Stellung der Feinde noch einmal rekognoszirt hätte. Um dieß schnell abzuthun, ritt Friedrich selbst mit Schwerin und Winterfeld aus. Bald brachten sie die nochmalige Bestätigung des schon gestern Erkundeten zurück. Schwerin hatte sich nun selbst überzeugt, daß ein Angriff gewagt werden konnte. Das österreichische Heer stand jenseit der Stadt Prag auf den Bergen und war zwar bei einer natürlich festen Stellung noch obendrein stark verschanzt; aber vor dem rechten Flügel ihrer Armee sah man ebene, grüne Wiesen, wodurch er den Feinden bloßgestellt erschien. Leider irrte man sich, denn was man für Wiesen hielt, das waren mit Gras überwachsene Moräste und abgelassene Teiche, die man mit Hafer besäet hatte und nach der Erndte wieder als Fischteiche benutzen wollte. Dort befanden sich nur schmale Dämme und bloße Wege, über welche die Soldaten nur einzeln passiren konnten. Davon wußte man aber nichts, und obgleich Schwerin nochmals den Rath gab, die Schlacht bis morgen zu verschieben, so wich er doch endlich dem Dringen des Königs und des stürmischen Winterfeld. Im dreiundsiebzigsten

Digitized by Google

Jahre noch glühend von Jugendfeuer, rief er jetzt aus, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn vor mir sehe!“

Aber auch an der günstigen Stelle hatte sich Gefahr eingefunden. Denn durch die Vorsicht des österreichischen Generals Brown war dort die Masse der Reiterei verstärkt worden, so daß zu befürchten stand, sie würde die preußische überflügeln. Das Fußvolk dagegen war genöthigt, auf schmalen Fußpfaden Mann für Mann die Berge zu ersteigen, und wurde oben von einem fürchterlichen Kartätschenfeuer erwartet.

Trotz dem rückte das preußische Heer vor. Unendliche Beschwerden kostete es, die sumpfigen Wiesen zu passiren; einige Regimenter sanken bis an die Knie in Schlamm und Wasser. Doch einer half dem andern sich herausarbeiten und alle sprachen sich gegenseitig Muth ein. Mehrere Kanonen mußten hier zurückgelassen werden.

Endlich Mittags um ein Uhr hatte man die Moräste glücklich überwunden und nun fing

Digitized by Google

die preußische Armee an, sich zu formiren. Ohne weiteres Zögern griff sie den Feind an, der sie mit einem mörderischen Donner des Geschützes begrüßte. Fortwährend sanken ganze Reihen darnieder; alles Anstürmen war vergebens; jede Bestrebung der Tapferkeit wurde vereitelt. Ein großer Theil des Regiments Winterfeld wurde von einer Batterie, die es erobern wollte, zu Boden gestreckt. Jetzt rückte das Grenadier-Bataillon Werden vor, mit dem Ausruf: „Kameraden! laßt uns heran; Ihr habt Ehre genug!“ Auf den Befehl des Königs sollte man, ohne zu schießen, mit gefälltem Bajonet angreifen; doch die österreichischen Batterien spien ein so fürchterliches und verheerendes Feuer aus, daß mehrere preußische Regimenter zum Weichen gebracht wurden. Schon drohte die Bestürzung und Unordnung allgemein zu werden. Da stellte sich der alte Schwerin an die Spitze seines Regiments, stieg vom Pferde, ergriff selbst eine Fahne und stürzte sich mit dem Zuruf: „Heran, meine Kinder!“ den Feuerschlünden entgegen. Alles wurde durch sein Beispiel von Begeisterung fort- und ihm nachgerissen. Auch Wilhelm drang an seiner Seite mit vorwärts. Aber mit einemmale, nachdem der greise Feld-

Digitized by Google

marschall kaum zwölf Schritte gethan, sank er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, dahin. Jetzt nahm der General Manteufel die Fahne aus seiner blutenden Hand; mehrere Generale folgten dem ihnen von Schwerin gegebenem Beispiele und führten ihre Leute zu Fuß an. Selbst der Prinz Heinrich that dieß, und die entflammten Soldaten folgten, jeden Gedanken an Gefahr vergessend. Mehrere von den heldenmüthigen Anführern fanden ihren Untergang, und auch — unsern Wilhelm traf dieses Loos. Eine Kartätschenkugel, die ihm gerade in's Herz drang, machte seinem Leben augenblicklich ein Ende.

Jetzt hatte der Prinz Heinrich die Batterie erstiegen und die Oesterreicher mußten vor ihm bis zu ihren Zelten zurückweichen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig dagegen griff ihren noch feststehenden linken Flügel an, trieb dort den Feind von Berge zu Berge und so glückte es ihm, sieben Schanzen zu erobern. Hierauf drang Friedrich in den Zwischenraum der getrennten und in Unordnung gebrachten feindlichen Flügel und zerspaltete die österreichische Armee in zwei Theile, von denen der eine entfloh und der andere in die Stadt Prag sich rettete.

Digitized by Google

Jetzt war die Schlacht entschieden. Friedrich hatte mit 16,500 Mann an Todten und Verwundeten und mit dem Fall des von ihm beweinten Schwerin den Sieg erkauft; die geschlagenen Oesterreicher dagegen zählten der Todten und Verwundeten 19,000, unter denen ihr von einer Kugel tödtlich getroffener Feldmarschall Brown sich befand.

Jedoch da es nicht in unserm Plane liegen kann, eine Schilderung von dem weitern Verlaufe des siebenjährigen Krieges zu geben; so brechen wir die hier eingeflochtene Skizze ab, um im nächsten Capitel zu Lenoren zurückzukehren.

Ein- und zwanzigstes Capitel.

Untreu oder todt?

Leonore hoffte von Tag zu Tage auf einen Brief von Wilhelm. Aber immer wollte keiner kommen. Sie wußte endlich nicht mehr, was sie denken sollte. Ihre unruhige Seele stellte sich alle mögliche Fälle vor. Er konnte ein anderes Mädchen gefunden, sein ganzes Herz dieser zugewendet, und sie vergessen haben. Das war ihr der bitterste Gedanke. Aber nein, ihr Zutrauen zu Wilhelm war so fest und so grenzenlos, daß sie eher jede andere Ursache als Untreue anzunehmen sich geneigt fühlte. Gewiß, er hatte geschrieben; aber der Brief war verloren gegangen bei dem unsichern Gange der Posten zu einer Zeit, wo die Feinde ganz Deutschland überschwemmten.

Sie gab sich zufrieden und wartete wieder vier, sechs, acht Wochen; aber was sollte sie nun denken? Ging es mit dem zweiten Briefe auch so, ach ging es mit allen so, wie mit dem

Digitized by Google

ersten? Nun wurde es ihr doch beinahe gewiß, daß er nicht mehr schrieb, aber warum nicht, das vermochte sie nicht zu ergründen.

Untreu — oder todt! Diese beiden Gedanken zuckten ihr oft fürchterlich durch die Seele. Ihren Schmerz um Wilhelm hatte seit der Trennung die Zeit etwas gemäßigt; sie gedachte sein mehr mit einer still-wehmüthigen Sehnsucht und tröstete sich immer mit der Hoffnung eines vielleicht nicht mehr entfernten Wiedersehens. Dabei hatte der Frühling wohlthätig auf ihr ganzes Wesen eingewirkt. Bei ihrer hohen Empfänglichkeit für die Reize der Natur war öfters ihre Schwermuth verdrängt worden durch ein stilles, sanftes Entzücken, das sich über sie ergoß, wenn sie lustwandelte über Berg und Thal und die ganze Welt im goldnem Schimmer vor ihr lag. Süße Erinnerungen der Vergangenheit durchflochten sich magisch mit schönen Träumen von der Zukunft. Hier bist du so oft mit dem Geliebten deiner Seele gewandelt, dachte sie, wenn sie an des Flusses heimlichem Ufer ging; dort hat euch des Waldes kühl mit innigem Schauer umathmet und die liebebrennenden Busen balsamisch erfrischt; hier hat euch

der selige Abend enger umschlossen, und dort die geheimnißvolle Nacht eurer Seelen Innerstes und Unergründlichstes in einander gewebt; und diese süßen Stellen wirst du nun vielleicht bald wieder mit ihm begrüßen — die entschwundenen Tage werden sich dann herrlich erneuen!

Aber hoffe nur ein Mensch Wiederkehr der Vergangenheit! Er wird sich gewiß betrügen! Die schöne Zeit, in der du so selig warst, die du so gern festhalten und ewig fortgenießen wolltest, die dir aber ein strenges Schicksal vernichtete, o sie kommt nimmer so zurück, wie sie einst war! Die selige Insel der Jugend, deiner ersten Freundschaft, deiner ersten Liebe, du schaust sie nie wieder, wenn der Nachen deines Lebens einmal ihren Ufern entschwebte! Oder siehst du sie auch wieder, so ist sie nicht mehr dieselbe und du bist nicht mehr derselbe, ach und Alles ist so anders und so fremd, daß es dir nicht einmal gefallen will, und noch weniger gefallen will, da du so oft mit Sehnsucht zurückgeblickt und mit der schwärmenden Phantasie Reize hinzugesetzt, die der sonstigen Wirklichkeit fehlten, und noch mehr der jetzigen! Ach, der Dichter hat so Recht, der schmerzvoll ausruft: „in demselben

Digitized by Google

Flusse schwimmt man nicht zum zweitenmal!“ Was uns einmal genommen ist, davon bleibt uns nur die Erinnerung und das unbefriedigte Verlangen! Und schiene es durch eine seltene Gunst des Schicksals wiederzukommen, ach ganz, ganz so, wie es gewesen ist, erneut sich es doch nimmermehr!

O warum tritt diese Mauer zwischen uns und unsre liebsten Freuden und Menschen und Orte, und sperrt uns ab von ihnen so für alle Ewigkeit? So manche warme Brust, so manche glühende Herzen, und weiche Arme und liebeblickende Augen und magische Rosenbande und Paradiesestage sind drüben — weit drüben — und der Nachklang himmlischer Melodien bebt seelzerschmelzend an unser Ohr — aber wir stehen hüben, und Wogen brausen vor uns und Nebeldüfte drängen sich vor das hingeheftete Auge — ach, das Meer der Zeit liegt zwischen uns und unserm Himmel — kein Kahn wird uns gewährt — und die beiden Ufer rücken nie zusammen....

Lenore hatte diese Erfahrung noch nicht gemacht. Als ein doch eigentlich von Natur leicht- und froh-athmendes Mädchen entwarf sie sich immer lieber die heitersten Bilder von

Digitized by Google

der Zukunft, als daß sie ihren Blick auf die schlimmeren Fälle gewendet hätte.

Aber jetzt, wo Wilhelms Briefe aufhörten, das zuweilen wankende Gleichgewicht ihrer Seele herzustellen, wo sie von Posttag zu Posttag hoffte, und immer vergebens — wo sie mehrere Jahre ihres Lebens um nur eine Zeile von seiner Hand gegeben hätte — jetzt war die Ruhe ihres Herzens zerstört. Sie verwünschte den unglückseligen Krieg, der ihn von ihr weggeführt hatte — es arbeitete in ihrer bangen und beklommenen Seele eine Angst, die sie bei keiner Arbeit bleiben ließ. Langsam, träge, dumpf, bleiern und todt schlichen ihr die Tage hin, deren keiner ihr eine Nachricht von Wilhelm brachte.

„Wenn er untreu wäre?“ So fragte sie manchmal, und der Gedanke schnitt wie ein Dolch in ihre Brust. „Wenn er untreu wäre! Wenn er in fernem Lande an der Seite einer Andern säße, wenn Alles mit dir nur ein leichtsinniges Spiel, wenn seine Küsse nur Sinnenrausch, seine Umarmungen nur Tändelei, seine Schwüre Lügen gewesen wären, wenn er nicht mehr so dächte, wie er einst dachte, oder Gott! wenn er vielleicht gar nie-

Digitized by Google

mals, so gedacht hätte, wie er zu denken vorgab!“ — ach, solche Vorstellungen durchwühlten sie mit unerträglichen Schmerzen.

Sie hatte ihm zwar selbst geschrieben, sie würde nicht zürnen, wenn er eine Schönere und Bessere fände und sie liebte — ja das hatte sie in wehmüthiger und offener Ueberwallung geschrieben, damals, als auch er offen gegen sie gewesen war und ihr von dem Umgange mit Minchen und Röschen erzählt hatte. Damals mißtraute sie ihm auch weniger, weil er sich aussprach und sein Brief an sie dabei voll zärtlicher Gluth war; aber jetzt, wo er schwieg, erwachte ihr Argwohn. Daß er ganz verstummte, daß er zum erstenmale heimlich mit sich that, das erweckte ihr erst beunruhigende Gedanken.

Noch nie hatte sie die Quaal der Eifersucht empfunden, die sie jetzt anfiel mit all ihrer verzehrenden Gewalt. Tag und Nacht kreuzten sich in ihrer Seele Vorstellungen von dem unbekannten Gegenstande seiner Liebe, von seiner Zärtlichkeit gegen die Glückliche, der es sein Herz an sich zu reißen gelungen, von ihrer eignen Gegenwart voll Elend und Harm und einer gleichen vor ihrem Blick sich fürchterlich ausdehnenden Zukunft.

Digitized by Google

Weder Musik, noch ein Buch, noch ein Spaziergang, noch Gesellschaft vermochte sie zu erheitern oder zu trösten, ja selbst die herzlichsten, liebevollsten Worte ihres braven Vaters und ihrer noch nachfühlendern Mutter, denen sie ihren Kummer verbergen wollte, die sie aber gar wohl durchschauten, selbst diese Bemühungen der nächsten, theuersten Menschen, der ihr einziges Kind zärtlich liebenden Eltern, scheiterten an Lenorens entschiedener Richtung zu Schmerz und Melancholie.

„Aber wenn er nun todt, wenn er in der Schlacht gefallen, und dieß die Ursache seines Schweigens wäre!“ dachte sie wieder manchmal. Der Gedanke: „Wilhelm todt!“ fiel zwar wie ein zerschmetternder Fels auf ihre Seele; aber er zerfleischte und durchbohrte und zerquälte sie doch nicht so wie der andere: „Wilhelm untreu!“ Beides war ihr schrecklich, aber das Letztere tausendmal schrecklicher als das Erstere!

Indeß zuweilen kehrte ihr doch die Hoffnung zurück. Wenn man in einer beängstigenden Ungewißheit schwebt, wenn man zwei fürchterliche Möglichkeiten vor sich sieht, die eine dritte und freudige ausschließen; so ent-

Digitized by Google

wirft man sich doch dann öfters ein unbestimmtes Bild von einer solchen dritten, und denkt sich eine Kette von Verfügungen und Umständen, man weiß selbst nicht von welchen, durch die doch noch unser Glück gerettet werden könnte.

Und so auch Lenore. Nachdem sie sich eine Zeitlang mit den Einbildungen der Eifersucht herumgeschlagen, erhob sich siegend endlich wieder das gute Zutrauen zu Wilhelm und sie glaubte ihn entweder todt, oder — (und das war ihr gewisser, weil sie es wünschte) durch irgend eine Art von Schickung verhindert, ihr zu schreiben. Sie konnte sich davon eigentlich keine recht klare Vorstellung machen und nahm dieß mehr bloß so in's Unbestimmte hin an. Denn hätte er in einem fremden Lande auch in einem Kerker als Gefangener gesessen, sollte er es dann nicht haben möglich machen können, ein Zeichen seines Lebens und Andenkens an sie gelangen zu lassen? Liebe durchbricht ja eiserne Pforten und Schlösser und findet den Weg über Berge und Meere; Liebe spottet ja aller Hindernisse und macht Unmöglichkeiten möglich! Aber Lenore war nun einmal jetzt wieder entschieden günstig für ihn gestimmt, und das um so mehr, da

sie wußte, daß auch der Major von Treunfels vergebens auf einen Brief von seinem Sohne hoffte. Dem Vater hätte er doch schreiben können und würde ihm gewiß geschrieben haben, wenn ihn nicht ein äußerer Umstand davon abhielte, der sich hier nicht in einem Liebesverhältnisse suchen ließ. Genug Untreue konnte der Grund seines Stillschweigens nicht seyn; das war ihr jetzt ausgemacht.

Begierig fiel sie jedesmal über die neusten Zeitungen her und spähete jede Zeile nach seinem Namen durch; aber nie und nirgends entdeckte sie ihn. Mit bangen Ahnungen nahm sie allemal die Blätter zur Hand, wenn sie von Schlachten wie bei Zorndorf, Hochkirch, Kunnersdorf, Liegnitz und Torgau Nachricht gaben. Unter den Tausenden, die da das mörderische Feuer der Batterien zu Boden streckte, ach, wie leicht konnte da nicht ihr Wilhelm seyn! Unter der oft großen Zahl der gefallenen Offiziere, wie leicht konnte er sich da nicht auch befinden!

So schlich ihr die lange, lange Zeit hin in fortwährender Besorgniß und unerträglicher Unruhe. Oft wünschte sie, daß sich der Schauplatz des Krieges einmal in die Nähe ihres

Digitized by Google

Dörfchens wenden möchte, um nur vielleicht etwas zu erkundschaften; aber nur Russen und Franzosen erschreckten einigemal das stille Thal ihrer Heimath, ohne daß sich preußische Krieger sehen ließen.

Trotz ihrem geheimen Kummer um Wilhelm blühte sie doch immer schöner und schöner empor, und eine große Zahl von Freiern versuchte ihr Glück bei dem Mädchen, deren Liebenswürdigkeit und Reize alle Herzen mit siegender Gewalt nach sich zogen. Aber sie zeigte sich allen Verbindungen entschieden abgeneigt. Selbst der Conrektor Günther, dem sie wegen seiner edeln Eigenschaften und Kenntnisse ihre wärmste Achtung nicht versagen konnte, selbst dieser erfuhr bei wiederholten Anfragen die vorige Ablehnung.

Vater und Mutter stellten ihrer Tochter die Thorheit vor, so hartnäckig an einem Gegenstande festzuhalten, der jetzt mehr als je für sie verloren schien. „Worauf willst Du noch warten und was gedenkst Du zu erharren? sagten sie oft ärgerlich. Deine schönsten

Digitized by Google

Jahre vergehen, und der beste Zeitpunkt, Dein Glück zu machen, kehrt nicht wieder!“ Und dann schlugen sie ihr den und jenen vor; aber sie antwortete nur mit stillem Kopfschütteln und bittendem, schmerzlich wehmüthigem Lächeln. Denn sie war unerschütterlich entschlossen, Wilhelmen ihr Herz treu zu bewahren.

Digitized by Google

Zwei- und zwanzigstes Capitel.

Der Friede.

Endlich hatte das Ungewitter des Krieges ausgetobt und der langersehnte Friede kehrte wieder. Friedrich hatte den großen Kampf um Schlesien heldenmüthig durchgekämpft, er stand da, mit ewigblühenden Lorbeeren gekrönt, ungebeugt, in voller Kraft, furchtbar seinen Feinden, und gepriesen und bewundert durch alle Länder. Der Hartnäckigkeit der Kaiserin hatte er Standhaftigkeit entgegengesetzt, und bei einer ungleichen, mehrmals niedergedrückten Macht immer seine Seelenstärke und Geistesgröße bewahrend, sah er sich nun an dem Ziel seines Strebens, indem das erschöpfte Oesterreich ihm den Besitz von Schlesien nicht länger streitig machen konnte.

Fröhlich, mit Sang und Klang, und mit grünen Reisern geschmückt zogen die Heere

Digitized by Google

der Soldaten in ihre Heimath zurück. Mit klopfenden Herzen eilten die Angehörigen den Kommenden entgegen. „Gottlob!“ und „Willkommen!“ tönte es überall. Gattin und Kinder sanken in die Arme des langentfernten Vaters; Schwestern flogen den Bruder an die Brust, und Bräute schlangen sich um den Hals des Geliebten.

Alt und Jung drängte sich nach der Straße hinaus, um das frohe Schauspiel mit anzusehen. Auch Lenore fehlte nicht. Keine Macht der Erde hätte sie zurückgehalten. Denn ihr war nichts gewisser, als daß auch ihr Wilhelm unter den Wiederkehrenden sich befinden müßte. Alle ihre Besorgnisse waren verschwunden; die Hoffnung hatte gesiegt; das Gefühl der ungeduldigen, stürmischen Erwartung zitterte durch ihren Busen.

Scharf faßte sie jeden Einzelnen in's Auge; sie lief am Zuge auf und ab, und frug auch nach Wilhelm von Treunfels; aber wie sehr sie spähte, sie entdeckte ihn nicht, und auch

Digitized by Google

Niemand konnte ihr etwas von ihm sagen. Einige erinnerten sich zwar dunkel an ihn, aber sie hatten ihn lange nicht gesehen, und wußten nicht was aus ihm geworden war. So wallte das Heer vor ihr dahin; nur Wenige waren noch übrig, und endlich war Alles vorüber.

In das Gefühl einer schrecklichen Dumpfheit verloren stand Lenore eine Weile da und starrte dem jubelnden Zuge nach. Es flimmerte ihr vor den Augen, all ihre Sinne waren ihr vergangen. Und als nun die Menschen sich verlaufen hatten und sie sich mit ihrer Mutter allein befand, da schoß ein heißer Thränenstrom von ihren Wangen, sie zerraufte sich das Haar und warf sich mit Geberden der Verzweiflung zu Boden.

Der weichfühlenden, theilnehmenden Mutter schnitt der Anblick ihres Schmerzes in die Seele. Sie hob sie auf, schloß sie in die Arme und fragte: „ach mein Kind, was hast Du? Was ist mit Dir?“

Digitized by Google

„O Mutter, hin ist hin! und todt ist todt!“ war ihre Antwort. „Alles ist verloren! Der Himmel hat kein Erbarmen! Wehe mir!“

Die Mutter verwies ihr diese Aeußerungen der Verzweiflung als eine Versündigung am Himmel, in dessen Rathschlüsse man sich mit duldender Ergebung fügen müsse und rieth ihr, durch ein Gebet ihre Seele zu stärken.

„Ach, Mutter, Mutter! Gott hat an mir nicht wohlgethan! Was soll ich beten? Was richt' ich damit aus? Werden ihn meine Gebete aus dem Grabe erwecken?“

„Aber Du weißt ja doch nicht, ob er todt ist,“ entgegnete die Mutter; „es kann ihn ja nur Krankheit oder sonst ein ähnlicher Umstand um einige Tage verzögern. Oder: gesetzt auch, er käme nicht zurück, denke Dir einmal den Fall, daß er etwa im fremden Lande seinen Glauben abgeschworen und ein lockendes Ehebündniß geschlossen hätte! Stelle Dir vor, wenn er nun zu den Oesterreichern übergegangen, eine Andere sich er-

Digitized by Google

wählt und Dir untreu geworden wäre, verdiente er dann, daß Du Dich um ihn betrübtest, wäre er Deiner Thränen werth? Ja, Lenore, denke Dir ihn untreu und es wird Dir leichter werden, ihn zu vergessen! Laß ihn fahren!"

„O Mutter, untreu! untreu! das gerade wäre das Schrecklichste! Das würde mich noch weniger trösten! Aber er ist nicht untreu! Er ist todt! todt! Er ist ewig für mich dahin! Ach wär' ich nimmer geboren! Nähme Gott auch mir das Leben!"

„Rede doch nicht so sündlich, Kind! Vergiß Dein irdisch Leiden und verehre Gottes unergründlichen Rathschluß! Er weiß ja am besten, was zu Deiner wahren Seligkeit dient!"

„Was ist Seligkeit! Nur bei ihm ist Seligkeit! Und ohne ihn Hölle! Ohne ihn mag und kann ich nicht selig seyn, weder hier, noch dort in der andern Welt!"

Digitized by Google

So rechtete sie und haderte mit Gottes Vorsehung fort den ganzen Tag. Immer hatte sie gegen den Vater sich gestellt, als ob sie an Wilhelm gar nicht mehr dächte; aber jetzt in ihrer Verzweiflung war sie nicht länger fähig, was ihre ganze Seele erfüllte und erschütterte, zurückzuhalten.

Erhard wandte alle Trostgründe und Ermahnungen der Religion an, um seine Tochter zur Vernunft zu bringen. Aber was richtet der Verstand gegen die Leidenschaft aus? Sie blieb taub gegen alle seine Vorstellungen und weinte und jammerte unablässig fort. Das verdroß den Vater und er beschloß, da er auf sanftem Wege nichts ausrichtete, durch eine gewaltsame Art der Sache eine andere Wendung zu geben. Noch mehr wurde er in seinen Gedanken bestärkt, als er von dem alten Major von Treunfels jetzt ein Billetchen erhielt, das folgendermaßen lautete:

„Lieber Herr Pastor,

Sie werden sich unseres längst verabredeten Planes entsinnen, dessen

Ausführung bei veränderten Umständen bis jetzt Aufschub erleiden durfte. So lange mein Sohn durch den Krieg fern gehalten wurde, war es nicht nöthig, Ihre Tochter zu vermählen. Und ich habe zwar sehr lange von Wilhelm keine Nachricht, aber ich hoffe doch, er wird bald selbst bei mir eintreffen. In so fern wäre es mir nun sehr lieb, wenn Sie ehestens Ihre Tochter zu einer Heirath vermöchten, damit bei seiner Wiederkunft nicht neue Unannehmlichkeiten für uns entstehen. Denn sieht er das Mädchen wieder und ist sie noch frei, so ist nichts gewisser, als daß seine tolle Leidenschaft wieder erwachen wird; findet er sie dagegen verehelicht, so trifft er auf eine unübersteigliche Mauer und wird sie sich aus dem Sinne schlagen. Ist Ihnen das Glück un-

Digitized by Google

ſerer beiderſeitigen Kinder lieb, ſo bitte ich Sie, erfüllen Sie den Wunſch Ihres Sie aufrichtig verehrenden und liebenden

von Treunfels."

Dieſer Brief beſtärkte den Pfarrer in dem Vorſatz, ſeine Tochter ſo ſchnell als möglich zu vermählen.

Nachmittags kam der Major ſelbſt zu Erhard, um den einſtweilen auf die Abſicht ſeines Beſuchs Vorbereiteten im Falle eines noch zögernden Beſinnens und Bedenkens zu eiligſter Betreibung der vorgeſchlagenen Maaßregel anzuſpornen. In der That hatte der Pfarrer mit dem Zuſtande ſeiner Tochter Mitleiden gefühlt und es noch nicht über ſich bringen können, ihr ſeinen Willen vorzutragen. Auch war ihm die weichere Mutter dazwiſchengekommen, und auf die Aeußerung ihrer Beſorgniſſe und ihre ſanften Bitten hatte er Lenoren in Ruhe gelaſſen. Aber die Unterredung mit dem alten Treunfels änderte ſeine

Stimmung und regte seinen Zorn wieder auf. Zwar hatte er immer noch Bedenken, einen neuen Schnitt in die Wunde zu thun; doch bei weiterer Ueberlegung dachte er auch wieder, ein heftiges Uebel erfordert ein heftiges Heilmittel, worin ihm der Major seine vollste Zustimmung gab. Und so wurde denn von Seiten des Pfarrers bald unabänderlich die Vermählung Lenorens mit dem Conrektor Günther beschlossen. Der Major wünschte, daß sie sogleich morgen vor sich gehen möchte. Erhard äußerte auch seine Bereitwilligkeit, doch zugleich die Schwierigkeit in Betreff des vorher erst nöthigen dreimaligen Aufgebotes. Indeß da der alte Treunfels jede Verantwortung des gesetzwidrigen Verfahrens über sich nehmen wollte, so verstand sich Erhard dazu. Auch der Major war gesonnen, Wilhelmen sogleich nach seiner Ankunft zu einer angemessenen Heirath zu nöthigen, um so das alte Verhältniß zwischen ihm und Lenoren von Grund aus zu vernichten.

Sobald sich der Major entfernt hatte, eilte

Digitized by Google

der Pfarrer zu Lenoren. Er suchte und rief nach ihr eine Zeitlang vergebens. Endlich fand er sie draußen in der Gartenlaube, den Kopf auf die Hand gestützt und stier vor sich hinblickend.

Nochmals stellte er ihr vor, wie unchristlich sie handle, wenn sie sich gegen den Himmel auflehne, und dem Gebote der Pflicht kein Gehör gebe. Er sagte ihr, wie diese Pflicht von ihr fordere, den Gedanken an eine durch Rang und Stand ungleiche und versagte Verbindung aufzugeben, und dieß jetzt um so mehr, da ja der Gegenstand ihrer thörichten Neigung wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebendigen wandele. Was der Himmel nicht freiwillig gebe, das lasse sich von ihm nicht erzwingen.

Sie stimmte ihm dießmal wider Erwarten in Allem bei, aber auf eine eigne Art, nur durch kurze Antworten oder bloßes Kopfnicken. Ihr ganzes Wesen kam zwar dem Vater etwas wunderlich und befremdend vor, indeß

Digitized by Google

setzte es das auf Rechnung ihres Schmerzes, auf dessen höchste Anspannung jetzt eine Art von Erschlaffung eingetreten schien. Die Ruhe und Gleichgültigkeit, die sie zeigte, und die der Uebergangspunkt zu neuer heftigerer Seelenkrankheit war, hielt der dießmal nicht tief genug blickende Vater im Gegentheil für den Anfang der geistigen Wiedergenesung, und glaubte sie jetzt in so fern gefaßter als vorher, seinen Befehl anzuhören und zu erfüllen.

Und so geschah es auch. Sie sagte zu Allem ihr „Ja" ohne Widerrede. Sie versprach Günthers Gattin zu werden, und ihm schon morgen zum Altare zu folgen. Darauf schloß sie der Vater zärtlich in seine Arme, nannte sie sein herzlich geliebtes, gutes Kind, und weinte vor froher Rührung, indem er sie versicherte, daß ihr auf diesem Wege das schönste Lebensglück erblühen würde, ein Lebensglück, das nur durch ihren kindlichen Gehorsam gerettet werden könne. Lenore zeigte keine Bewegung weder einer Freude, noch eines Schmerzes; aber diese Theilnahmlosigkeit, so

Digitized by Google

wie auch der seltsam-stiere Blick ihrer Augen fielen dem Vater weniger auf, weil er nur Angegriffenheit der Seele und Ermattung ihres innern Wesens darin sah, weßhalb er Lenoren, die ihm mechanisch folgte, nach sich zog, um sich durch Schlummer zu stärken.

Es war schon gegen Abend. Den Genuß einer Speise oder eines Getränks wies sie ab. Und so brachten sie die Eltern in ihre Kammer. Die Mutter wollte bei ihr wachen. Doch sie verbat sich's, mit der Versicherung, sie fühle sich ganz wohl. Nach der Entfernung ihrer Eltern, die von dem eigentlichen Zustande des Mädchens keine Ahnung hatten, sank sie erschöpft auf ihr Bett.

Drei- und zwanzigstes Capitel.

Das Wiedersehen.

Trotz der äußersten Abmattung blieb Lenore doch noch mehrere Stunden im wachenden Zustande. Ihr Geist war zu sehr angeregt, als daß er sogleich hätte zur Ruhe gelangen können. Tausend wilde Gedanken, Entschlüsse, Bilder und Phantasien wechselten mit Blitzesschnelle in dem nächtigen, dumpfen Chaos ihres Innern. Eine heftige Fieberhitze durchrasete dabei ihren Körper. Alle Kräfte ihrer Seele begannen aus ihrer gewohnten, geregelten Bahn zu weichen und sich zu der Unordnung des Wahnsinns zu verwirren.

Endlich — endlich schlief sie ein. Aber ihr leichter Halbschlummer war voll wüst-durcheinander jagender Träume. Bald sah sie Wilhelm an dem Arme eines ihr unbekannten Mädchens — bald lag er vor ihr auf einem

Digitized by Google

Schlachtfelde, blutend und röchelnd im Todeskampfe — bald rang sie mit Wasserfluthen — bald stürzte sie in tiefe Abgründe — bald flog sie in den Himmel — bald loderten um sie die Flammen der Hölle — bald drangen Mörder auf sie ein und durchbohrten sie mit unzähligen Dolchstichen — bald war sie auf dem Gottesacker und es reckten sich Hände aus allen Gräbern, um sie hinabzureißen — und als sie nun unten war, da liefen in langen unterirdischen Gängen scheußliche Larven vor ihr vorüber und Gerippe grinsten sie an und schlugen mit rasselnden Todtengebeinen auf sie ein — dann sah sie wieder ihre Eltern schneeweiß in zwei Särgen vor sich liegen, und ob sie gleich todt und eiskalt waren, so verdrehten sie doch die Augen und schnitten fürchterliche Grimassen. Endlich wechselte mit diesen Schreckensphantasien ein freundlicheres Bild.

Sie lag auf weichem Rasen am blühenden Ufer des Flusses und in Westen schwamm ein rosiges, sanft hinsterbendes Abendroth. Ein

Digitized by Google

lichte Wolke schwebte zu ihr nieder, und darin stand von goldenem Duft umflossen blühend und lächelnd ihr Wilhelm in göttlicher Schönheit. Und er zog sie an seine Brust und küßte sie, und während sie an seinem Kusse zerschmelzend starb, hob sie die Wolke mit ihm sanft vor dem Abendstern vorüber und in den Himmel empor.

Jetzt that es auf einmal einen fürchterlichen Schlag. Erschrocken sprang sie aus dem Bette und lauschte. Alles war still. Hell schien der Mond. Es schlug draußen zwölf Uhr. Sie wollte sich wieder niederlegen, als es auf einmal ganz deutlich unten dreimal klopfte, aufs Haar so, wie ihr einst Wilhelm immer das Zeichen gegeben hatte. Ihr ganzes Wesen gerieth in eine mit keinen Worten auszudrückende Bestürzung. Ungestüm riß sie das Gartenfenster auf. Und was erblickte sie da?

Ihren Wilhelm zu Pferde, wahrhaftig ihren Wilhelm. Noch wollte sie nicht ihren Augen trauen, aber als er sie sogar anredete

Digitized by Google

und sie seine wohlbekannte Stimme hörte, da schwand jeder Zweifel.

„Wachst Du, Lenore?“ rief er hinauf. „Hast Du mich noch nicht vergessen? Wie ist Dir's gegangen?“

„Bist Du's wirklich, mein Wilhelm?“ erwiederte Lenore. „So in später Nacht! Ach ich habe viel um Dich gelitten! Wo kommst Du her?“

„Wir satteln nur um die Mitternacht!“ murmelte Wilhelm seltsam; „ich komme von Böhmen! Hier ist unser Bleibens nicht! Komm, Liebchen, entflieh mit mir!“

„Ach komm herein!“ bat Lenore. „Die Luft geht so kalt draußen! Steig' herauf und komm in meinen Arm, geliebter Wilhelm!“

„Nein, ich muß fort! Willst Du mit mir, so eile! Weit von hier will ich Dich in's Brautbett bringen! Komm hinter mich auf's Roß! Der Mond scheint hell! Wir und die Todten reiten schnell!“

Digitized by Google

„Wo ist das Brautbett?“ frug Lenore mit Grauen.

„Hundert Meilen von hier! Still und kühl und eng!“

„Meinst Du das Grab?“

„Komm, frage nicht!“

Schnell kleidete sich Lenore an und sprang aus dem Fenster in den Garten herab. Wilhelm hob sie hinter sich auf's Roß, das nun fortflog über Mauern und Zäune im sausenden Galopp.

„Ach laß uns weilen!“ bat Lenore, nachdem sie ein Stück geritten waren; „wir sind ja nun sicher; laß uns ein Weilchen kosen, trauter Wilhelm, und laß mich Dein liebes Antlitz einmal sehen!“

„Uns ist kein Aufenthalt vergönnt!“ erwiederte Wilhelm kurz und dumpf, und spornte den Rappen noch mehr.

Raben und Eulen flatterten krächzend um sie her.

Digitized by Google

Jetzt erschall auf einmal eine Todtenglocke und der Choral: „Nun laßt uns den Leib begraben!“ ach, das tönte so bang und traurig wie die tiefklagenden Stimmen der Unken aus Teichen. Näher und näher kam's; es war ein Leichenzug mit Sarg und Todtenbahre.

Aengstlich klammerte sich Lenore an Wilhelm an. Jetzt waren sie auf einem Gottesacker. Da thaten sich alle Gräber auf, die Todten stiegen heraus und ritten auf feurigen Rossen hinter Wilhelm und Lenoren drein.

„Wo führst Du mich hin, mein Wilhelm? Und was wollen diese schrecklichen Gespenster?“ frug Lenore bebend.

„Graut Dir Liebchen? Der Mond scheint hell! Die Todten reiten schnell!“ war Wilhelms Antwort, und weiter und immer weiter sprengte das schnaubende Roß, daß die Funken unter seinen Hufen stoben.

Jetzt kamen sie am Hochgericht vorbei.

Digitized by Google

Da tanzten oben um das Rad im Mondschein luftige Gespenster.

„Komm mit, Du Gesindel!“ rief Wilhelm hin; „tanz' uns den Hochzeitreigen!“

Und Husch! Husch! wie der Wind kam das Gesindel nachgerasselt, und pfeilschnell ging's immer weiter, vorbei vor Städten, Flecken und Dörfer, über Felder und Wälder, und Berg und Thal und Sumpf und Moor, in die Luft hinauf, und wieder herab, fort, fort, immer weiter fort, bis auf einen Gottesacker, wo Wilhelm vor dem Gitterthore eines Begräbnisses anhielt.

Kalt blies die Luft; schauerlich blinkten die weißen Leichensteine im Mondschein; Alles war still.

„Nun sind wir am Ziele;“ hob jetzt Wilhelm an; „ich bin Dir treu geblieben; ich habe mein Wort gelöst!“

„Wohin hast Du mich geführt?“ frug Lenore schaudernd.

Digitized by Google

„An die Stelle der Ruhe, der ewigen Vereinigung!“ war Wilhelms Antwort.

Und mit Grausen sah jetzt Lenore, plötzlich fiel des Reiters Mantel und Kleidung ab wie Zunder, zum grinsenden Todtenschädel wurde sein Kopf und sein Körper zum scheußlichen Knochengerippe, das sie mit seinen dürren, klappernden Händen packte, um sie mit hinabzureißen in ein offnes Grab.

Die Todten tanzten einen Kettentanz um sie herum und heulten ein schreckliches Lied. Ein eiskalter Strom drang ihr in's Herz, sie sank nieder und ihr vergingen die Sinne.

Aber als ihr Auge brach, da trat ihr die erste Lichterscheinung wieder vor die Seele. Wilhelm schwebte wieder schön und lächelnd in holder Engelgestalt in einer goldenen Wolke zu ihr nieder, beugte sich sanft über sie, und berührte ihre Lippen mit einem glühenden, langen, süßen Kusse, an dem sie starb. Dann fühlte sie ein mit keinen menschlichen Worten zu schilderndes geistiges Umfangen

Digitized by Google

und wechselseitiges Ineinanderschmelzen der Seele in Seele, während dessen es sie emporhob, leise und sanft, immer höher und höher, bis sich ihrem Blicke mit einemmale das goldene Jenseits aufthat, das unsern Augen verschlossen ist.

Und ereignete sich das Alles wirklich?

Früh fanden die Eltern die holde Blume verblüht.

Es war Alles ein Traum gewesen und zwar — ihr letzter.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind auch noch folgende empfehlungswerthe Romane erschienen:

Graf Branzka.

Ein geschichtl. Roman aus Griechenlands neuester Zeit

von

W. von Alben.

2 Theile. 8. 1828.

Die Stiefmutter,

oder

Edwin und Theodora.

Eine Erzählung

von

Armina.

8. 1826.

Digitized by Google

Das Feuerwerk,

oder

die seltsame Bekanntschaft

von

Ad. Bühren.

2 Theile. 8. 1826.

Emilie Milde,

oder

des Schicksals Fluch.

Eine romantische Erzählung

vom Verfasser der Mahleiche, Auguste Walther, Familie v. Homburg u. a. m.

2 Theile. 8. 1828.

Erich von Ulfingen.

Rittergesch. aus dem 14. Jahrh.

2 Theile m. K. 8. 1826.

Digitized by Google

Das Salzbergwerk zu Wieliczka.

Anhang zur Fürstentochter

von

Ewald.

8. 1827.

Die Rabennester u. Wachtelbuben.

Erzählung a. d. Anfange d. 15. Jahrh.

von

Ewald.

2 Theile. 8. 1826.

Das betrübte Thorn.

(Jahr 1724).

von

Ewald.

2 Theile. 8. 1826.

Digitized by Google

Die Entscheidung des Augenblicks.

Roman

von

R. Fels.

8. 1826.

Berthold von der Nidda,

oder

die Horde im Schwarzwalde.

Von

C. Hildebrand.

3 Theile m. K. 8. 1825.

Die Familie von Manteufel.

Ein histor. romant. Gemälde aus den Zeiten Friedrichs des Großen

von

C. Hildebrand.

3 Theile. 8. 1826.

Digitized by Google